

Juha Manninen / Georg Gimpl:

Unter uns gesagt

Ego und Alter-Ego.

Wilhelm Bolin und sein Kampf um die Aufklärung.

Wien, *Neue Freie Presse* vom 7. Juni 1903. Ein Fanfarenstoss macht auf das Säkularereignis der projektierten Neu-Herausgabe der Werke Feuerbachs, aus Anlass seines 100. Geburtstages, aufmerksam. Schon im Ansatz wird über den Ehrgeiz eines grossen Unternehmens kein Zweifel offengelassen. Gälte es demnach doch, »den gesamten literarischen Nachlass Feuerbachs, so wie wir ihn heute zu überblicken in der Lage sind, in einer neuen, einheitlichen Gestalt darzubieten.«

Aber dem Trompeter geht dabei die Luft noch lange nicht aus. Denn die eigentliche Schwierigkeit dieses Projekts, dafür auch »die Mittel zu ihrer Verwirklichung herbeizuschaffen«, macht erst den Tusch seines rauschenden Geschmetters und lenkt den Leser dezent auf den eigentlichen Mentor und die treibende Kraft des ganzen Unternehmens hin, dem er gilt. Denn »dies«, hält der Schreiber da gar nicht hinter dem Berg, ist »ausschliesslich das Verdienst Wilhelm Bolins, des besten Kenners Feuerbachs unter den Lebenden, des einzigen unter seinen Jüngern von heute, der sich rühmen darf, dem grossen Denker noch persönlich nahe gestanden zu sein. Bereits im Jahre 1891 hat Bolin mit seinem Buche *Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen, mit Benutzung ungedruckten Materials* (Stuttgart) dem Philosophen ein literarisches Denkmal gesetzt, welches Aufhellung der Lebensumstände und Darstellung der philosophischen Entwicklung in glücklichster Weise verbindet. Bolin, mit seinem feinen literarischen Geschmack und seiner pietätvollen Sorgfalt, wäre schon nach dem Tode Feuerbachs der Nächstberufene gewesen, den gesamten Nachlass zu sichten und herauszugeben. Was damals infolge gewisser Missver-

ständnisse nicht zu stande kam, erscheint mit der gegenwärtigen Aufgabe erfüllt, welcher, unter freundlicher Mitwirkung der überlebenden Tochter Feuerbachs, Fräulein Leonore Feuerbach in Aibling (Bayern), der ganze Rest des Nachlasses zugute gekommen ist, den Grün nicht benutzt und nicht abgedruckt hat — natürlich mit der sorgfältigsten Auswahl, um nichts aufzunehmen, was offenkundig den Stempel des Unfertigen oder des blossen Entwurfes trägt und um alle Wiederholungen auszuschliessen. Den vielen Verdiensten, welche sich Bolin, der Sohn eines schwedischen Vaters und einer deutschen Mutter, um die deutsche Literatur und das deutsche Geistesleben schon erworben hat — es möge insbesondere seine so verständnisvolle und zartsinnige Förderung Anzengrubers nicht vergessen sein — ist hier ein neues hinzugefügt, ein Geschenk der Nation, das hoffentlich Früchte tragen wird.«

Mit dieser halb Selbstanzeige, mit der Friedrich Jodl, der Professor für Philosophie an der Universität Wien, einer breiteren Öffentlichkeit — wie er sich seinem Freund als Mit-herausgeber Wilhelm Bolin gegenüber entschuldigt: — »ein wenig über sein anderes Selbst im hohen Norden 'verzählt' hat« (11.6.1903), wird speziell der Wiener Leserschaft der *Neuen Freien Presse* also kein vollends Fremder vorgestellt. Der Bibliotheksdirektor der Kaiserlichen Alexander-Universität in Helsinki (oder in Bolins schwedischer Schreibweise: Helsingfors) war ja vor nicht allzu langer Zeit der literarisch beflissenen Öffentlichkeit von Anton Bettelheim als jener »grosse Unbekannte« und Gönner Anzengrubers bekanntgemacht worden, der Anzengrubers Umarbeitung des *Schandflecks* mäzeniert hatte; Bettelheim hatte die Briefe Anzengrubers an Bolin im Jahre 1902 veröffentlicht und in seiner Einleitung dazu denn auch die Hintergründe dieser so aussergewöhnlichen Bekanntschaft des grossen Volksdramatikers beleuchtet¹, nachdem im übrigen schon F. David in seiner Anzengruber-Biographie vom »edlen Gönner« Bolin zu berichten wusste. Und wohl als dem einzigen Finnen wurde Bolin dann ja auch ein Ehrenplatz im 3. Band der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* von Nagl-Castle zugewiesen.²

Als Philosoph allerdings musste Bolin, von einigen Fachkennern der Feuerbachliteratur abgesehen, der Öffentlichkeit in Deutschland wohl immer noch eine weitgehend unbekannte Grösse geblieben sein; Jodls informative Mitgift in seiner laudatio mag nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein. Die, durchaus zahlreichen, essayistischen Absenker des schon etwas alternden Bolin in einzelnen deutschen Foren wie seine Monographien blieben zu populärwissenschaftlich, als dass sie dahinter ein philosophisches Vollblut hätten zu erkennen geben. Im Gegenteil. Sie liessen das eigentliche akademische Vorleben und Oeuvre Bolins vor allem aus den 60er und frühen 70er Jahren vollkommen im dunkeln, ja trugen wohl nicht unerheblich dazu bei, dass dieser in Deutschland nie so ganz den Nimbus des Halb-Philosophen von sich abschütteln hatte können. — Sehr zu Unrecht, wie wir zu zeigen versuchen.

St. Petersburg — Helsinki

Andreas Wilhelm Bolin wurde am 2. August 1835 in Ingermanland, in der Nähe von St. Petersburg, am Delta der Neva geboren. Sein Vater, Carl Eduard Bolin war im Dienste

eines schwedischen Exportunternehmens dorthin gekommen und hatte dann Ernestine Römpler geheiratet, die zur deutschen Gemeinde der Stadt gehörte. Auch der Vater der Mutter, Christoph Andreas Römpler, war ein Deutscher; er stammte aus Thüringen und war gegen Ende der Regierungszeit von Katharina II. als Goldschmied in die Stadt an der Neva gekommen. Dort zum Hofjuwelier ernannt, hatte er dann seinerseits eine Deutsche geheiratet.

Auch von Seiten des Vaters war Bolin teils deutscher Abstammung; noch die Mutter seines Vaters hatte zunächst zur deutschen Gemeinde in Stockholm gehört. Bolin besuchte in der damaligen Hauptstadt Russlands die deutsche St. Petri-Schule. Was den Unterricht an dieser Schule betrifft, so dachte er später nur an den Literaturunterricht gerne zurück, da er hier mit Schiller und Uhland bekannt gemacht wurde, »die mir lieb geblieben sind mein ganzes Leben lang und zu einem reicheren Lebensinhalt geführt haben.«³

Die deutsche Bevölkerung lebte zumeist getrennt von der russischen, auch die Bolins bildeten davon keine Ausnahme. Vor allem die griechisch-orthodoxe Kirche, mit ihrem zähen Festhalten an äusseren Formen, war Bolin zuwider. Das europäisch-hochkarätige Theaterangebot in St. Petersburg dagegen, speziell das französische Theater, scheint in Bolin ein bleibendes Interesse an dieser Kunstform geweckt zu haben.

Im Hause der Familie Bolin wurde hauptsächlich Deutsch gesprochen, aber man bediente sich selbstverständlich auch des Französischen — und natürlich beherrschte man ebenfalls ausreichend Russisch. Latein hatte Bolin an der St. Petri-Schule gelernt und später lernte er auch noch Englisch. Nur die Kenntnis der finnischen Sprache sollte er niemals erwerben.

Als der Beginn universitärer Studien aktuell wurde, strebte Bolin nach freierer Atmosphäre. Viele seiner Schulkameraden hatten Dorpat gewählt, das aber für ihn ohne Anziehungskraft blieb, »sowohl deshalb, weil der Ort klar zu Russland gehörte, als auch deshalb, weil dort auch noch deutsches Studentenleben kultiviert wurde . . .«⁴

Die Wahl fiel auf Helsinki. Im Herbst 1851 begann er, unter Anleitung eines Lehrers der schwedischen Gemeindeschule in St. Petersburg Schwedisch zu lernen.

Im Frühjahr 1852 kam Bolin dann als Student aus St. Petersburg an die finnische Universität. Anfang Herbst schrieb er sich als Mitglied der studentischen Landsmannschaft Wyborg ein.

»Die Ankunft in Finnland bedeutete mir eine Ankunft in Europa«, erinnerte sich Bolin am Ende seines Lebens.⁵

»Nachdem ich hierher gekommen war, erhielt ich die Möglichkeit, die bedeutendsten Produkte der Literatur der Zeit kennenzulernen, die mir unerreichbar gewesen waren, solange ich näher an den ausgebreiteten Flügeln des russischen Adlers lebte. Ich las Auerbachs ausgezeichnete Dorfgeschichten, die zeigten, dass auch das Landvolk Menschen sind, ausgestattet mit Seelengaben, die es ihnen möglich machen, sich mit eigenen Kräften über die Schwierigkeiten, die das Unglück von Jahrhunderten über sie angehäuft hat, zu erheben. Ich konnte begreifen, dass solche Einsicht im Reich des Zaren nicht erlaubt war, in dem die Leibeigenschaft systematisch aufrechterhalten wurde. Aber nachdem ich Heine kennengelernt hatte und den ausgeprägten Freisinn, der seinen Schriften sowohl in der Gedichtform wie auch in der Prosa so wesentlich ist, begriff ich, weshalb diese nicht nur vor den gebildeten Kreisen Russlands verborgen wurden, sondern auch in den zwei ande-

ren Staaten der Heiligen Allianz unter den Bann gestellt worden waren. Auch dort war Heine 'verboten' und nur auf Umwegen von seinem Verleger in Hamburg zu erhalten.«⁶

Die Anpassung an die neuen Verhältnisse in Helsinki wurde ihm nicht leicht. Durch einen Onkel dort boten sich Bolin allerdings Möglichkeiten, mit den Deutschen in der Stadt zu verkehren; zu seinen frühesten Hobbies gehört gemeinsames Geigenspielen mit einem Konsul Harff, der aus Wismar stammte. Man verständigte sich in diesen Kreisen auf Deutsch und auf Schwedisch.

Dagegen war Bolin in seinen Erwartungen nach freierer Atmosphäre fürs erste wohl kaum enttäuscht worden. Zwar brachten die konterrevolutionären Umstände in Europa nach 1848/49 auch für Finnland strikte Beschränkungen, obgleich es hier eine direkt revolutionäre Bewegung nicht gegeben hatte. Die Universität des Landes in Helsinki und vor allem deren Studenten waren jedoch ständig Träger neuer Strömungen. Eine kritische Notiz, die sich ein Gegner dieser Strömungen am 26. April 1857 in sein Tagebuch vermerkt, spiegelt recht aufschlussreich diese Situation wider: »Professor Aminoff hat in der philosophischen Prüfung 15 Anwärter auf den Kandidatenabschluss durchfallen lassen, bei denen es sich dem Vernehmen nach um sogenannte Weltverbesserer, d.h. Angehörige aus der kosmopolitischen und atheistischen Studentenfraktion handeln soll, die in den letzten Jahren besonders aus den Gegenden Wyborg und Nyland stammen. Als ihren Parteiführer betrachtet man Meister Qvist: er hat gute Kenntnisse in Hegels Philosophie, aber er neigt stark zum groben Materialismus und ist im religiösen Sinne ein Feuerbachianer. . . . Diese Kosmopoliten beschäftigen sich vor allem mit Naturwissenschaften, in denen sie einiges Wissen haben, aber (sie vertreten auch) materialistische Meinungen, sie lehnen die Bestrebungen nach einer finnischen Kultur eifrig ab, da ihnen diese als zu begrenzt erscheinen, wie auch alles, was mit Religion zusammenhängt, da der Besitz einer Religion eine Beschränkung sei. Religion, Vaterland, idealistische Philosophie, historische Tradition sind für sie ein Schrecken; abstrakte, vom Gesetz ungebundene und masslose Freiheit sowie materielle Vorurteilslosigkeit sind ihre wichtigsten Ziele und Ideale, mit einem Wort, es ist die Voltairesche oder Heinesche Schule.«⁷

Auch Bolin selbst erinnert sich später, dass er in Helsinki um 1854 »die vornehmsten Schriften Feuerbachs« kennengelernt hatte.⁸

Genauere Angaben über diese erste Bekanntschaft gibt es nicht, aber Feuerbach war schon in dieser Phase seines Lebens jedenfalls kein unbekannter Name. Die oben zitierte Beschreibung eines konservativen Beobachters betraf eine wesentliche und bedeutungsvolle Entwicklung im Kreise eines Teils der Studenten Helsinkis.

Die rege Anteilnahme der finnischen Philosophie an den »weltverbessernden« Ideen und Strömungen Europas gedieh dabei auf keineswegs traditionslosem Boden. Schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte Hegels Philosophie begonnen, in Finnland Aufmerksamkeit zu erregen, und sie hatte dort dann auch über zwanzig Jahre hindurch eine dominierende Position eingenommen; so sehr, dass man Finnland zu Recht einmal das »vielleicht hegelianistischste Land Europas« nennen konnte.⁹

Zwar erhielt der Hegelianer Johan Vilhelm Snellman im Jahre 1848 die einzige Professur des Landes (noch) nicht — sie war zuvor von dem Hegelianer Johan Jakob Tengström besetzt gewesen — weil man in St. Petersburg Snellmans Ansichten als zu radikal ansah, aber Germund Fredrik Aminoff, der ernannt wurde, war ebenfalls Hegelianer, denn es gab

in Finnland keine Philosophen ausser Hegelianern. Bald wurde jedoch der philosophische Lehrstuhl in Helsinki wie zuvor schon an allen anderen Universitäten des Russischen Reiches aufgelöst, da der Zar sie als Werkstätten des aus Europa vordringenden revolutionären und religionsfeindlichen Geistes betrachtete.

Bolins erste philosophische Lehrjahre fanden also in einer ideengeschichtlich sehr bewegten Zeit statt und dass sie dann in das so bald am eigenen Leibe erfahrene Eisbad der Reaktion fielen, muss wohl als Schlüsselerlebnis seiner philosophischen Personalisation gedeutet werden. Denn man hat sich das nur genügend vor Augen zu halten: Bolin war voll der Motivationen nach Helsinki gekommen, um Philosophie zu studieren, aber die Philosophie, das freie Denken, der dort herrschende Hegelianismus wurde einfach aufgehoben – und zwar gründlich anders als dies nach den Spielregeln der Dialektik vorgesehen war. Die Dissertation des oben erwähnten Carl Immanuel Qvist, *De philosophia juris Hegeliana* (1853), sollte für Aminoff die einzige bleiben.

Indes, der Geist weht, wo er will – und er liess sich auch da nicht einfach am Katheder festnageln oder mit dessen Auflösung gar aus der Welt schaffen. Wir sollten uns daher nicht davon abhalten lassen, wenigstens in ein paar knappen Zügen und soweit dies speziell für Bolin dann bedeutsam werden sollte, das nähere Umfeld des philosophischen Zeitgeists zu beleuchten, der damit ja nur ex officio und für ein paar Jahre aus der Öffentlichkeit verschwand.

Der oben angesprochene »Rädelsführer« Qvist vertrat die Ansicht, dass das System der Hegelschen Rechtsphilosophie mit seiner Lehre vom Primat des Staates auf denjenigen Beziehungen beruhe, die eben zur damaligen Zeit mächtig und lebendig waren. Sein eigentliches Interesse aber galt der bürgerlichen Gesellschaft. Qvist war ein wichtiger Radikaler der studentischen Bewegung. Es war kein Zufall, dass Qvist, als er 1848/49 als Bibliothekar der studentischen Landsmannschaft Wyborg tätig war, Feuerbachs *Das Wesen des Christentums* für die Bibliothek anschaffte. Zu seiner wie auch zur Lektüre vieler anderer Studenten gehörten ferner Bruno Bauer, Arnold Ruge und andere. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre arbeitete Qvist als Redakteur und Ideologe der einzigen dezidiert liberalen Zeitung im Finnland von damals.

Zu alledem herrschte in Finnland die Zensur, ein Erbstück schon aus der schwedischen Zeit. So war zum Beispiel die Einfuhr aller Schriften, die David Friedrich Strauss verteidigten oder auch nur angriffen, einige Zeit verboten, aber in der Praxis wurden diese Bestimmungen freilich umgangen.

Snellman wiederum hatte sich im Herbst 1840 mit der Religionskritik Feuerbachs aus dem ein Jahr zuvor erschienenen Werk *Über Philosophie und Christentum* bekanntgemacht. In seiner in Tübingen 1841 erschienenen Schrift über die *Idee der Persönlichkeit* stimmte Snellman derjenigen Auffassung Feuerbachs aus *Gedanken über Tod und Unsterblichkeit* (1831) zu, wonach der Mensch Unsterblichkeit nur im Wissen erreiche und wonach das Hoffen auf eine persönliche Unsterblichkeit blosser egoistischer Eitelkeit sei. Snellman hielt jedoch Feuerbachs Gattungsbegriff als für zu naturalistisch und lehnte ihn daher ab, während er in den Ansichten von Strauss, den er auch persönlich kennengelernt hatte, viel Vertrauenswürdiges fand, als er im folgenden Herbst in die in Schweden ausgebrochene Straussdebatte eingriff.¹⁰

Nachdem er nach Finnland zurückgekehrt war und von der Karriere eines Philosophen

zur politischen Praxis eines Journalisten übergewechselt hatte, konnte Snellman sich mit solchen Themen nicht weiter beschäftigen, obgleich er weiter nach wie vor die neue Literatur verfolgte.

So bestellte etwa Professor Tengström die Werke der Junghegelianer für die Universitätsbibliothek in Helsinki und schickte Snellman, der ins Innere des Landes umgezogen war, als Leihgabe Feuerbachs *Das Wesen des Christentums*. Als er Snellman die *Hallischen Jahrbücher* lieh, bemerkte er: »Ich habe selbst grosses Verlangen nach diesem Jahrbuch.«¹¹

Tengström hatte schon Ende 1843 Snellman darauf aufmerksam gemacht, dass eine neue Fortsetzung der hegelianischen Publikationen geplant sei: ». . . in Paris wird man ein Jahrbuch publizieren, in dem die gesellschaftlichen und literarischen Interessen Deutschlands und Frankreichs verbunden sein werden.«¹² Allerdings schrieb er später, im Sommer 1844: »Aber die *Französisch-deutschen Jahrbücher*, die Ruge in Paris mit Hilfe von mir unbekannt Namen, Froebel, Hess und Marx publizieren sollte, habe ich nicht zur Bestellung vorschlagen wollen, bevor nicht deutlich geworden ist, dass sie literarisch sind . . .«¹³

Ebenfalls der Philosophie widmete sich auch sein Sohn, Robert Tengström, der seinem Vater im Jahre 1846 aus Berlin zu berichten wusste: ». . . eine solche Schrift wie die von Feuerbach wirkt überall belebend: sie ist auch im philosophischen Sinne die wichtigste seit den Tagen Hegels. Aber dieser Weg wird der Philosophie durch den politischen Zustand Deutschlands, der alle freie geistige Entwicklung verhindert, schwergemacht.«¹⁴

Von Berlin übersiedelte Robert Tengström dann im Mai 1847 nach Paris, das ihn beeindruckte. »Man fühlt sich« — schreibt er darüber — »wie in der Werkstatt, in der *Geschichte gemacht wird*.«¹⁵ Und seinem Vater schrieb er: »Die Geister von Voltaire, Rousseau und Diderot gehen um und prophezeien einen Sturm.«¹⁶

Dieser Sturm sollte sich nicht bis nach Finnland ausdehnen, die ihm folgende Stille aber umso gründlicher. Wenngleich Feuerbach in Helsinki Interesse entgegengebracht worden war, so war es um das Jahr 1854 nicht mehr möglich, in der öffentlichen Presse auch nur ein Wort über ihn zu sagen; alle Philosophie war im Land offiziell verboten. Gerade aber im Kreis derjenigen, die mögliche Bekannte und Freunde von Bolin waren, nämlich unter den Studenten, die aus Ostfinnland gekommen waren, fanden sich positivere Einstellungen zu Feuerbach.

Zudem wurden in der reaktionären Phase auch die studentischen Landsmannschaften aufgelöst, aber Bolin scheint ohnedies recht wenig Kontakt mit seinen Kommilitonen gehabt zu haben. Es ist daher möglich, dass er Feuerbach nur über die Literatur kennengelernt hat, obgleich es unwahrscheinlich ist, dass die eingangs erwähnten »Weltverbesserer« und die Reaktionen darauf nicht seine Aufmerksamkeit gefunden haben. Denn ihre Einstellung war von einer Art, die — sieht man von den Überspitzungen des konservativen Kritikers ab — zeit seines Lebens für Bolin charakteristisch sein sollten.

Eine entscheidende Wende in der finnischen Geschichte brachte dann der Krimkrieg. Er zeigte, dass die finnische Bevölkerung in einer Krisensituation loyal an der Seite Russlands stand. Vom Zaren erwartete man Schutz, wenngleich sich von einer politischen Annäherung nicht sprechen lässt. Als die englische Flotte die finnische Küste bedrohte und an einigen Stellen Zerstörungen anrichtete, stellte sich ihr der Zorn des Bürgertums und der Bauernschaft, teilweise sogar ein spontaner Widerstand entgegen. Die Bedeutung der mili-

tärisch-politischen Stellung Finnlands hatte sich aus russischer Sicht verstärkt. Als ferner in Russland ein Herrscherwechsel stattfand und eine Phase der Selbstkritik und Erneuerung begann, konnte man bald auch in Finnland Veränderungen erwarten. In Finnland wurden die Ideale von 1848 tatsächlich erst nach dem Krimkrieg aktuell. Jetzt sollten sie, wenngleich langsam, einen Erfolg nach dem anderen erringen. Die Veränderung gingen nicht so krass und schnell wie im Zentrum des Russischen Reiches vonstatten, aber ihre wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Wirkungen waren dafür umso dauerhafter.

Diese Wendung wirkte sich direkt auf die Endphase von Bolins Studium aus. Snellman erhielt Anfang 1856 eine Professur — allerdings unter der Bezeichnung »System der Sittenlehre und der Wissenschaften«, da Philosophie als Begriff noch zu brisant war. Bolins Wunsch, in Helsinki die Prüfungen in Philosophie abzulegen, erfüllte sich. Er konnte auch noch Snellmans Vorlesungen hören.

Bruckberg

Im Mai 1857 schloss Bolin seine Studien ab. Unmittelbar danach begab er sich auf eine lange Auslandsreise, die achtzehn Monate dauerte und ihn nach Schweden, Dänemark, Deutschland, Belgien, die Schweiz und Frankreich führte. Einige fragmentarische Notizen dieser Reise sind erhalten geblieben. Zumeist geben sie das Bild eines jungen Bildungsbürgers, der sich für Kunst und Architektur interessiert. In Schweden machte sich Bolin im Juli 1857 aber auch kritische Anmerkungen zum platonischen System von Christoph Jakob Boström, das dort das beherrschende war: »Wo bleiben denn die empirischen Wissenschaften und die Kunst, die eben nur im Gebiete der menschlichen 'unvollkommenen Auffassung' sich bewegen können? Leben ist ihm identisch mit Selbstbewusstsein, ganz wie bei Hegel.«¹⁷ Bolin identifizierte Boström nicht mit Hegel. Er war der Meinung, dass eine Philosophie, »die schon jetzt Hegel als überflüssig und veraltet erachtet«, kein Fortschritt ist¹⁸, aber nichts weist darauf hin, dass sich Bolin in seinem Denken je direkt Hegel angeschlossen hat.

Im Juli reiste Bolin nach Dresden, wo er den Schriftsteller Berthold Auerbach treffen wollte. Der Wunsch erfüllte sich. Nachdem dieser gehört hatte, dass Bolin nach kurzer Zeit nach Weimar weiterreisen wolle, um der Enthüllung des Rietschlschen Doppeldenkmals von Schiller und Goethe beizuwohnen, schlug Auerbach ein neues Treffen in Weimar vor. Dort hatte der Schriftsteller jedoch die ganze Sache vergessen und Bolins Versuch, mit ihm Kontakt aufzunehmen, blieb erfolglos. Die ganze Angelegenheit verdient nur deswegen Aufmerksamkeit, weil das Thema Dorfgeschichten für Bolin später bedeutend werden sollte.

Mehr Erfolg hatte Bolin, als er nach Berlin weiterreiste und dort Willibald Alexis, eigentlich Wilhelm Häring, einen Kriminalrat, kennenlernte, der als Verfasser historischer Romane berühmt geworden war. Der freundliche Empfang wurde gefördert durch eine Empfehlung eines früheren Kommilitonen des Schriftstellers aus St. Petersburg, eines Mediziners. Während eines gemeinsam verbrachten Abends fragte Willibald Alexis Bolin nach interessanten Verbrechen in Finnland. Er konnte solche Fälle in dem von ihm gegrün-

deten Jahrbuch *Der neue Pitaval* gut gebrauchen und erbat daher von Bolin Beiträge. Nachdem Bolin von seiner Reise wieder nach Finnland zurückgekommen war, machte er von diesem Angebot Gebrauch. Seine ersten deutschsprachigen Aufsätze erschienen in diesem Organ.

Über das wichtigste Treffen dieser Reise — mit Feuerbach — sind keine Notizen erhalten. Diese enden im August 1857 in München. Die einzige Beschreibung des Treffens ist erst ein halbes Jahrhundert später entstanden, als Bolin 1904 eine biographische Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel Feuerbachs verfasste. Dort schreibt er: »Im Frühherbst 1857, wenige Monate nach der Veröffentlichung der *Theogonie (nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Altertums)*, knüpfte sich zu deren Autor ein freundschaftliches Verhältnis mit einem jungen Manne aus dem fernsten Norden an, der, damals eben zweiundzwanzig geworden, etwa drei Jahre vorher in seiner entlegenen Heimat die vornehmsten Schriften Feuerbachs kennengelernt und ihnen die glücklichste Entwicklung seines Denkens entnommen hatte. Auf einer längeren europäischen Tour begriffen, war er zum Verleger jener Schriften nach Leipzig gekommen, lediglich um etwas Näheres über deren Urheber zu erfahren. Dem wohlwollenden alten Herrn dort wurde auch das Vorhandensein eines Manuskripts gebeichtet, worin die von Feuerbach erwiesene Gleichheit der heidnischen und christlichen Mythologie im Metrum von Heines *Atta Troll* zu einer launigen Erzählung zu verwerten versucht war. Das sehr unreife Elaborat, dessen Verdienst nur darin bestand, dass es ein halbes Jahrhundert vor Jacques Offenbachs Orpheuslibrettisten die Götterwelt ins komische Licht gerückt und, mit kühnerem Griff als jener, den Herrschaften aus dem römischen Pantheon einen Kollegen zugesellt, der in der Regel weniger menschlich als diese gedacht und vorgestellt wird, mochte dem guten Leipziger so viel Spass gemacht haben, dass er es dem befreundeten Denker auf Bruckberg gern mitteilen wollte. Befragt, ob ein Besuch dorthin geplant sei, gestand der Jüngling wohl ein, dass ein solcher Gedanke ihm nicht fremd sei, dessen Verwirklichung er jedoch für gar zu anmassend gehalten. Ihm diese Bedenken auszureden, fiel dem freundlichen Verleger nicht gar zu schwer, zumal er sofort ein Empfehlungsschreiben mit nötiger Weisung für das Hinkommen nach dem etwas seitab gelegenen Schloss in Mittelfranken ausfertigte. In echt jugendlicher Unbesonnenheit wurde, ohne vorherige Meldung und Anfrage, an einem schönen Septembermorgen die Fahrt von Nürnberg aus mit dem Stellwagen bis Heilbronn und von da mit Einspanner bewerkstelligt. Der unerwartete Gast, von Feuerbach mit dem Goethewort 'Ihr findet einen Mann wie viele', freundlichst bewillkommnet, verweilte einige Stunden in dem gastlichen Hause und wurde beim Aufbruch mit der liebenswürdigsten Aufforderung entlassen, das Jahr darauf seinen Besuch zu wiederholen, und zwar zu längerem Bleiben.«¹⁹

Dieses erste Zusammentreffen führte zu einer Korrespondenz, die erst mit dem Nachlassen der Kräfte Feuerbachs und durch dessen Tod abgebrochen wurde. Sie zeigt uns auf der einen Seite einen zunächst noch unsicheren Bolin, der seine literarischen Fähigkeiten nach verschiedenen Richtungen hin ausprobiert und zunehmend entschlossener philosophische Fragen untersucht — und auf der anderen Seite einen alternden Philosophen, der trotz vieler Missgeschicke und Schwierigkeiten seine Arbeit fortsetzt. Wenngleich der Anteil der Monologe den der Dialoge überwiegt, so ist das Ergebnis doch auch ein echter Meinungs-austausch und zeugt von einer *gegenseitigen* Beeinflussung, nicht bloss in Rich-

tung von Meister zu Schüler. Feuerbach lehrte Bolin die Ausrichtung auf seine neue Philosophie, auf den Realismus, die gesellschaftliche und politische Wirklichkeit. Einem Verfasser von Feuerbachs Biographie zufolge gehörten diese Briefe »mit zu dem Interessantesten und Gediegensten, was Feuerbach in den letzten Jahrzehnten seines Lebens brieflich geäußert hat . . .«²⁰ Bolin seinerseits hielt Feuerbach auf dem Stand der Zeit, was die in der Philosophie Aufmerksamkeit erweckenden »modischen« Strömungen und seine Versuche anging, diese vermittelt der von Feuerbach angebotenen Ausgangspunkte zur Neuinterpretation des klassischen Erbes zu bewerten. Der Briefwechsel beruhte auf gegenseitigem Respekt, war immer offen und ohne Hintergedanken.

Die Korrespondenz wurde durch persönliche Treffen vervollständigt, über die jedoch nur wenig überliefert ist. Am Ende seiner ersten langen Reise, im Sommer 1858, besuchte Bolin Feuerbach erneut. »Die Berührung mit Ihnen ist der schönste Erwerb meiner Reise«, schrieb er an Feuerbach am 12.8.1858.²¹ Bolin wird sicherlich kaum geahnt haben, in wie tiefem Sinne seine Einschätzung sich später als wahr erweisen sollte. Die nächste Gelegenheit zu persönlichen Treffen bot sich drei Jahre später, nachdem Bolin in Helsinki seine Lizentiatsabhandlung abgeschlossen hatte. Bolin verbrachte erneut sechs Monate hauptsächlich in Deutschland und besuchte auch Paris. Feuerbach besuchte er im Juni und Oktober 1861. Drei Jahre später, im August 1864, besuchte er Feuerbach erneut. Inzwischen hatte er auf mehreren Gebieten viele Beweise seiner Aktivität geliefert und der Besuch vertiefte seine Beziehung zur ganzen Familie Feuerbach, wie aus dem Antwortschreiben von Bertha Feuerbach (20.10.1864), der Frau des Philosophen, an Bolin hervorgeht: »Sie haben ganz recht, mein junger Freund, wenn Sie in Ihrem Briefe aussprechen, dass wir uns während Ihres letzten Zusammenseins recht herzlich gegenseitig genähert. Wir haben eine ganz andere Auffassung von Ihnen gewonnen. Denn indem wir Sie immer nur für einen abstrakten Gelehrten hielten, dem aber, das bemerke ich ausdrücklich, ein tiefes Gemüt durchaus nicht ermangelt, haben wir zugleich praktische Anlagen in Ihnen entdeckt, namentlich aber war die Wahrnehmung höchst erfreulich, wie sich Ihr Wesen mehr den Menschen zugewandt, und dass Sie dadurch nicht allein durch die Schrift, sondern mehr noch durch den Umgang auch Ihre Umgebung beglücken und bildend einwirken können. Darum wirken Sie mehr für die Gegenwart als mein Mann, der wohl einer späteren Zukunft angehört.«²²

Bertha Feuerbachs Aussage zeigt, dass neben der Bedeutung der Briefe auch das persönliche Zusammensein zwischen Feuerbach und Bolin bedeutungsvoll war. Auch im August 1865 und im August 1867 traf Bolin Feuerbach wieder.

In Wilhelm Bolin vollzog sich von 1857 bis 1864 ein wichtiger Wandel; er entwickelte sich von einem jungen Mann, der in der Einsamkeit meditierte, vorwiegend nur mit Deutschen Umgang pflegte und dem sein Wohnort ziemlich gleichgültig war, zu einem Schriftsteller, der die Umstände und Ereignisse seiner neuen Heimat aktiv verfolgte, kommentierte und auf sie einzuwirken bemüht war. Diese Veränderung entsprach genau Feuerbachs Anregungen und Wünschen, ist aber nicht nur auf diese zurückzuführen, denn in Finnland kam es nun gleichzeitig zu einer für die ganze Zukunft des Landes epochalen Öffnung und Befreiung des politischen und kulturellen Lebens, die der junge Bolin aktiv wahrnahm und deren Teil er wurde. Feuerbach konnte eine entsprechende Entwicklung in Deutschland nicht erleben, aber die Verbindung mit seinem jungen Schüler in Helsinki gab

ihm sicher Vertrauen und Optimismus. Aus Feuerbachs Gedanken wurde ein Ferment der im Gange befindlichen Umwälzung in Finnland. Unterschiedliche gesellschaftliche Bedingungen wie — im Gegensatz zur gleichzeitigen Fortschrittsphase in Finnland — eine heftige Reaktion in Feuerbachs eigenem Land, die diesen zur Vergessenheit verurteilte, bewirkten, dass Feuerbachs Philosophie sich auf Grund der Arbeit Bolins in Finnland in einer Weise entwickeln konnte, für die es in Deutschland keine Entsprechung gab. Zwar waren diese Entwicklung und Bolins Radikalismus auch in Finnland keine Selbstverständlichkeit, aber sie hatten hier immerhin eine Chance.

Dissertation

Bolins engster Gedankenkreis in Helsinki bestand aus jungen Liberalen, die die Rechte der schwedischen Sprache verteidigten und sowohl Snellmans Nationalitätenprogramm wie auch dem Hegeltum ablehnend gegenüberstanden. Viele aus diesem Kreise sollten später eine bedeutende Rolle in der Politik, Wirtschaft, Presse, Wissenschaft und Kultur des Landes spielen: Leo Mechelin, C.G. Estlander, Jakob Estlander, Robert Lagerborg, Henrik Borgström, Robert Montgomery, Carl Mannerheim, Theodor Lindh. So erwähnt etwa Mechelin, der sich später zum proponiertesten Vertreter liberalistischer Politik in Finnland entwickelte, in seinen Briefen aus seiner Studentenzeit den etwas älteren Bolin als für sich einflussreich. Eine Menge von philosophischen Notizen Bolins sind auf der Rückseite von Einladungen der oben erwähnten Personen geschrieben. In einzelnen Fällen sollte die Freundschaft sich als eine lebenslängliche erweisen, wie die Beziehung zu Mechelin. Es ist also kein Zufall, dass Bolins erste Veröffentlichungen nach seiner Dissertation 1861 in den Zeitschriften *Papperslyktan* und *Barometern* erschienen, die aus dem erwähnten Kreis hervorgingen, sowie in der liberalistischen Tageszeitung *Helsingfors Dagblad*, die 1862 aus den genannten Blättern entstand.

Bolins erste Publikation, seine Dissertation *Familjebegreppets utveckling ända till reformationen* (Die Entwicklung des Begriffs der Familie bis zur Reformation) war allerdings noch für akademische Zwecke verfasst. Und zwar betont so. Auf dem Deckel des Buches prangte — gemäss der Sitte der Zeit — der Name des Doktorvaters Snellman in grösseren Lettern als der des Verfassers selbst. Und dies nicht ohne Grund, denn in seinem Staatsbegriff, der auf Hegels Rechtsphilosophie beruhte, gab Snellman der Familie eine besonders grosse Bedeutung als Grundlage des Staates. Snellman hatte seinen hegelianischen Familienbegriff auch in Form eines Romans gegen den Schweden C.J.L. Almquist verteidigt, und von seinen Schülern plante der jung in Paris verstorbene Robert Tengström eine Dissertation zur »Phänomenologie der Familie«, die der *Phänomenologie des Geistes* analog angelegt sein sollte. Bolin sollte der erste — und einzige — Doktor Snellmans auf dem Gebiete der Philosophie bleiben und sein Thema muss man wohl als einen Vorschlag Snellmans betrachten.

Im Einleitungsvortrag aus Anlass der öffentlichen Verteidigung der Dissertation am 18.4.1860 unterschied Snellman eine methodische Behandlung des Themas, die auf Beobachtung zurückgeht, von einer solchen, die vom zu entwickelnden Begriff ausgeht. Einzig

die letztere, philosophische Untersuchungsweise erreiche den Grund und den Zweck der Familie. Die Familie sei nicht »isoliert vom Leben der Gemeinschaft« zu sehen und die Philosophie habe »mit vernünftiger Einsicht ihren Ausgangspunkt, das Prinzip, den Begriff — hier, den Begriff des Rechts« — zu legitimieren.²³

Damit waren denn auch für Bolin im wesentlichen die Richtlinien seiner methodischen Inangriffnahme des Problems abgesteckt. Da eine Behandlung des gesamten Gebietes in einer Dissertation sicherlich eine allzu umfangreiche Aufgabe gewesen wäre, beschränkte Bolin sich daher in seiner Untersuchung der Familie auf deren Entwicklung bis zur Reformation. Zu dieser Entscheidung drängte sicherlich Zeitmangel, aber nicht nur dieser. Denn indem Bolin derart verfuhr, konnte er weitgehend mit den Ansichten Snellmans konform gehen und umgekehrt. Die historische Themenstellung war also auch providentiell gedacht. In seinem Bericht an Feuerbach über seine Dissertation vom 10.6.1860 bezeichnete Bolin es als seine Absicht, »zähm« zu schreiben, »d.h. mich nicht als Bekenner Ihrer Lehre zu verraten.«

In seiner Beurteilung der Reformation folgte Bolin gleichwohl weitgehend Feuerbach, obwohl er nicht die Details desjenigen Luther-Begriffs verfolgte, den dieser in seiner Schrift *Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers* (1844) entwickelt hatte. Bolin schrieb im erwähnten Brief: »... so konnte ich den Protestantismus als Schlussstein fassen und zwar Luther selbst, diesen 'ersten Menschen in der Geschichte der christlichen Religion', redend einführen.« Feuerbach hatte Luther mit eben den Begriffen charakterisiert, die Bolin zitierte. Snellman konnte dem voll zustimmen.

Bolins Bestreben, sich »als koscherer Christ und Theist zu legitimieren« — möglicherweise eine Anspielung auf seine jüdische Herkunft — beschränkte sich auf die Betonung der christlichen Lehre, wonach alle Menschen — Männer wie Frauen — vor Gott gleich seien und wonach dieser Umstand sich auch im Begriff der Familie zeigen müsse. Wenngleich Bolin auch verschiedene Entwicklungsformen des Bewusstseins behandelte, so stellte er aber doch keine theistischen Thesen auf. Auch als Erklärung für das Auftreten Luthers verwies er auf das Anwachsen der Bedeutung »des zunächst verachteten irdischen Staates«.²⁴

»Dieser Fortschritt hängt ab sowohl von der gewaltigen Wirkung der *Renaissance* als auch von der *vorausgehenden* Reife der Staaten. Aus dieser Bildung und dem sittlichen Bewusstsein seiner Zeit bezog Luther seine praktischen Argumente von der Bedeutung der Familie.«²⁵

In seiner *lectio* betonte Snellman dasselbe. Schon 1842 hatte dieser in seinem Werk *Läran om staten* (Die Lehre vom Staat) hervorgehoben, dass die sittliche Bestimmung der Familie nicht ausserhalb des Staates zu finden sei, und in seiner Dissertation begründete auch Bolin jetzt die gleiche Ansicht durch Verweise auf Snellmans Werk. Von dieser Basis aus ergab sich für Bolin die Möglichkeit, die Familienbegriffe von W.H. Riehl zu kritisieren, die sehr populär waren, aber zweifellos an Modernität hinter Snellmans Rechtfertigung der bürgerlichen Kernfamilie im Anschluss an Hegel zurückstanden.

Die Deutung Luthers und seine — auf der Basis einer weiterrollenden Reformation — den Schatten der Säkularisation vorauswerfende Projektion in die Gegenwart gaben Bolin Gelegenheit, *sub rosa* und »als Historiker« Feuerbachs Vision vom neuen Menschen einzubringen, von »Luther II«, wie dieser sich selbst gerade Bolin gegenüber einmal charak-

terisiert hatte, ohne dabei sonderlich ins Gehege des Hegelianismus zu geraten oder sich durch ein zu offenes Bekenntnis zu seiner Freigeistigkeit gefährden zu müssen.

Beiden, Snellman wie Bolin war »Luther in der Geschichte der christlichen Religion der erste Mensch gewesen.«²⁶

Und noch in seiner Rezension des im Jahre 1875 von Karl Grün herausgegebenen Briefwechsels und Nachlasses Feuerbachs behandelte Bolin im speziellen dessen Luther-Schrift *Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers* vom Jahre 1844, mit der Feuerbach die gedrängten Gedanken seiner *Grundsätze* weiterführte und die dann den Ausgangspunkt seiner Ethik und Glückseligkeitslehre bildete. Es war diese Rezension vom Jahre 1877 im übrigen, in der Bolin Feuerbachs berühmt gewordene Selbstcharakteristik mitteilte, er sei »Luther II.«²⁷

Freilich hatte Feuerbach diese Bezeichnung in einem Zusammenhang benutzt, der es nicht gestattete, »Luther II« auf »Luther I« zurückzuführen; der Unterschied zwischen den beiden lag in der Differenz zwischen einem praktischen Umwälzer und einem philosophischen Vollender dieser Umwälzung — was immer dies auch im Detail bedeutete.

Aber auch den dahinterstehenden Gedanken von den zwei Phasen der ideengeschichtlichen Entwicklung hatte Bolin von Feuerbach übernommen, wie eine Notiz Bolins aus den sechziger Jahren zeigt. Genaugenommen waren Luthers Verdienste aus der Perspektive Bolins nämlich keine christlichen, sondern menschliche Verdienste, die mit der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zusammenhingen. Wie Feuerbach im *Wesen des Christentums*, so glaubte auch Bolin, dass die Religion die wahren menschlichen Werte ausdrücke, dies aber nicht aufgrund eines übernatürlichen Inhalts, sondern weil sie das Wesen und die Ziele des Menschen widerspiegeln. In der Religion galt Bolin nur das Menschliche als wahr und bleibend, und in diesem Sinne ist denn auch sein Aufruf »zum Kampfe wider das Christentum« zu verstehen. »Das Lebende und Fortschrittsbedingende in der Geschichte ist nicht das Christentum, sondern das Menschentum.«²⁸

Die interessanteste Stellungnahme Bolins in seiner Dissertation, welche sich nicht auf die oben genannten Quellen zurückführen lässt, ist allerdings sein allgemeines Bewertungsprinzip für die Entwicklung des Begriffs der Familie, seine Ansicht über »das Wesen der Familie« im allgemeinen. Bolin schrieb in der Einleitung seiner Arbeit, dass »die Entwicklung des Begriffs der Familie an der Anerkennung des Wertes der Frau und an der menschlichen Bedeutung der Kinder zu messen ist.«²⁹

Aufgrund dieses Kriteriums unterschied er in der Geschichte fünf Perioden der Gleichberechtigung der Frauen und Würde der Kinder, in denen die gesetzgeberisch-staatlichen sowie die Bedingungen hinsichtlich des philosophischen und religiösen Bewusstseins durch widersprüchliche Formen hindurch heranreifen.

Erst die Reformation ermöglichte die Synthese, die Formulierung eines wesentlich moderneren Familienbegriffs, wengleich auch dieser auf Früherem aufbaute und fragwürdige Reste der Vergangenheit mitschleppte, was sich — nach Bolins Auffassung — vor allem an einigen Äusserungen Luthers zeigt. »Der Mensch wusste in seiner Brust, dass er keinen anderen Vermittler zwischen Gott und sich selbst brauche, als Gottes Wort«, behauptete Bolin. »Ebensowenig wie es jetzt keinen vermittelnden Stand zwischen Gott und den Menschen gab, ebensowenig gab es eine Lebensweise, gemäss derer es gerechtfertigt gewesen wäre, sich als näher bei Gott zu betrachten; das Zölibat musste ebenso ver-

schwinden wie der Unterschied von Priestern und Laien.«³⁰

Der Gedanke von der Stellung der Frau als Mass der Entwicklung war ein fremdes Element für alle die Autoritäten, die Bolin in seiner Dissertation erwähnte. Sicher ist aber ebenfalls, dass es sich dabei nicht um eine originelle Idee Bolins handelt, wenn er auch seine Quelle nicht nennt. Es lässt sich aber als begründet annehmen, dass sich Bolin schon 1860 bei der Vorbereitung seiner Dissertation mit Fourier beschäftigte und ebenso kann man sein Bewertungsprinzip für die Entwicklung der Familie als Variante des Fourierschen Prinzips ansehen. Die Idee dagegen, dass man in dieses Prinzip auch die Beziehung zu Kindern einzuschliessen habe, lässt Feuerbachs Anregung dahinter vermuten, wenngleich er — wie dieser — darüber kaum etwas Näheres ausführte.

Obgleich Bolins Dissertation nicht »revolutionär« war und wenn er auch teilweise gegenüber Snellman und der Universitätsgemeinschaft bluffte, so ist es doch wichtig zu betonen, dass sie gleichzeitig auch neue Motive und Bewertungsprinzipien enthielt.

Sein eigentliches öffentliches Auftreten begann Bolin in Helsinki am 22.3.1861 mit einem Vortrag über die Sklavenfrage in Nordamerika. Der Vortrag wurde im gleichen Jahr in der Literaturzeitschrift *Från nära och fjerran*, die von liberalen Kreisen getragen wurde und sich vor allem an Frauen wandte, veröffentlicht. In der Behandlung des Problems zeigt er sich schon deutlich sicherer und vielseitiger als in der Dissertation. »Während Europa mit Teilnahme die Neugeburt Italiens verfolgt und Russland Glück wünscht, das in eine neue Phase eintritt, bietet die andere Hemisphäre ein Ereignis, dessen historische Bedeutung nicht geringer ist«³¹, begann Bolin. Er analysierte die Entstehung der Entwicklung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, mit ihr zusammenhängende historische, politische, soziale und ökonomische Voraussetzungen sowie aktuelle Ansichten zur Befreiung der Sklaven. Er kam zu dem Schluss, dass mit seiner Wirkung auf den Süden und bei den jüngsten Präsidentenwahlen der Abolitionismus seine Kraft gezeigt hatte. »Die Erscheinungen zeigen, dass die Freistaaten wirklich dasjenige besitzen, wovon man fürchtete, es fehle ihnen: die öffentliche Meinung, das allgemeine sittliche Bewusstsein.«³²

Als im folgenden Sommer der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, war Bolin auf einer halbjährigen Europareise. Seine Beiträge für die liberalistische Zeitung aus der zweiten Hälfte des Jahres waren sämtlich Reisebriefe. Aus Kopenhagen berichtete er am 10.6.1861 über ein Schauspiel des Studententheaters, das in der Zukunft spielte, in einem von den Deutschen besetzten Dänemark. Im August brachte er aus Berlin seine Abneigung gegen die allgegenwärtigen Uniformen zum Ausdruck. In Athen an der Spree nannte man, wie Bolin gehört hatte, Potsdam Kasernopol, aber diese Bezeichnung, ätzte er, passe auch gut auf die Hauptstadt selbst.

Die folgenden Briefe waren Beobachtungen eines Parisbesuchers — hier eine Art Resümee, das am Schlusse steht: »Vor Zeiten hat man viel über *les idées napoleoniennes* gespotet; ich gebe offen zu, dass ich diese nicht kenne und lass diese gern für mich *je ne sais quoi* sein — , aber soviel weiss ich, dass Paris die napoleonische Wirklichkeit ist.«³³

Ad Parnassum?

Das Jahr 1862 bedeutete eine Erleichterung der Zensurbedingungen. Finnland bekam einen neuen Generalgouverneur und das Versprechen auf eine Einberufung der Stände zur Gesetzgebung sowie auf moderne Pressebedingungen. Bolin arbeitete an der neuen politischen Tageszeitung *Helsingfors Dagblad* mit. Gleichzeitig veröffentlichte er — ohne Namensnennung des Autors — seine ersten deutschsprachigen Aufsätze, zwei Analysen von Rechtsfällen aufgrund von Protokollen in *Der neue Pitaval*. Zwei Jahre später folgten noch zwei Publikationen gleichen Typs. Entsprach dies der politischen Veränderung, die im Land im Gange war? Kriminalgeschichten als Hobby?

Alle vier Artikel behandelten Verbrechen, die in den ländlichen Gebieten Finnlands begangen worden waren. Zwei verdienen wohl kaum Erwähnung, aber die beiden anderen waren bestrebt, den ausländischen Lesern wesentliche Informationen über Finnland zu vermitteln, wenngleich in einer etwas überraschenden Form. Was sie nämlich — über die rein kasuistische Kriminalistik hinaus — interessant machte, waren deren staatsrechtliche Implikationen, die dabei ins Spiel gebracht waren und nun im Lichte der eben in Veränderung begriffenen politischen Rahmenbedingungen Finnlands reaktualisiert wurden.

Die erste Publikation — sie trug den Titel: 'Eine Walpurgisnacht in Finnland' — begann mit den Worten: »Die ehemals schwedische, jetzt russische Provinz Finnland...«³⁴

Die zweite, noch im gleichen Jahr erschienene Schrift begann mit einer ganz andersartigen Charakterisierung: »Das Grossfürstentum Finnland ist bekanntlich ein konstitutioneller Staat, dessen ursprünglich schwedische Verfassung von den russischen Herrschern anerkannt und bestätigt worden ist.«³⁵

Die staatsrechtliche Stellung Finnlands war 1861 zum Gegenstand weiter Aufmerksamkeit geworden und über die Grundgesetze wurde in Zeitungen und Büchern Wissen verbreitet. In der ersten erwähnenswerten politischen Demonstration in Finnland im Frühling 1861 war gerufen worden: »Es lebe das Grundgesetz!« Einige der Anführer dieser Demonstration stammten aus eben dem Freundeskreis, zu dem auch Bolin gehörte. Von diesem Standpunkt aus war es also recht unvorsichtig, Finnland als eine »russische Provinz« zu charakterisieren.

Auf jeden Fall korrigierte Bolin die Sache in seinem zweiten Artikel, dessen Überschrift, *Elias Nygren. (Familienmord. Finnland.)*, über den eigentlichen Inhalt des Textes wenig sagt. Bolin betonte dort gleich zu Anfang seines Aufsatzes, dass die Stände in Finnland der Verfassung zufolge bei der Gesetzgebung dergestalt mitwirken, dass ohne ihre Zustimmung kein bestehendes Gesetz verändert, kein neues Gesetz eingeführt werden darf.³⁶

Im Mittelpunkt des kriminalistischen Tatbestandes stand der wegen vielfachen Mordes angeklagte Elias Nygren. Aber die Spur des Motivs führte eindeutig auf den zutiefst empfundenen Rechtsbruch von Seiten der staatlichen Obrigkeit zurück. Denn den Kern des Falles bildete das staatsrechtliche »Problem der Leibeigenschaft«, bzw. der sogenannte »Dienstzwang«, der durch die Verordnung vom Jahre 1852 ausgelöst wurde.

In Finnland, als einstiger Provinz Schwedens, hatte es — wie in Skandinavien allgemein — eine eigentliche Leibeigenschaft nie gegeben. Durch seine Einverleibung in das Russische Reich aber im Jahre 1809 war eine Grauzone von unklaren Rechtsverhältnissen entstanden, in der die Konflikte in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schwelten

und nur so lange glimpflich verliefen, solange der Zar die seinen Untertanen im Jahre 1809 zugesicherten Grundrechte nicht weiter antastete. Die Verordnung vom Jahre 1852 aber, mit der die ehemals freien Tagelöhner »wieder« dem Dienstzwang anheimfielen, verletzten in gravierender Weise deren grundgesetzliche Rechte, frei im Lande herumzuziehen und sich dabei redlich zu nähren.

»Mit der empfohlenen Strenge durchgeführt, wurde dieser Dienstzwang eine Quelle des Haders und der Verwirrung im ganzen Lande. Schon im Jahre 1854 erzwang denn auch die öffentliche Stimmung bedeutende Modifikationen jener Verordnung, und im Frühjahr dieses Jahres [d.h. zum Zeitpunkt der Abfassung von Bolins Schrift] erklärten die Abgeordneten des Volkes, dass der Dienstzwang unheilvoll sei und durchaus aufhören müsse.«³⁷

Nygren war nun ein typisches Opfer dieser Bestimmungen eines »papiersüchtigen, tintenklecksenden Säkulums« geworden. Er hatte es vorgezogen, seine vier Kinder zu töten, als sie der Schmach der quasi retroaktiv wirksam werdenden Leibeigenschaft auszusetzen. Die Abgeordneten des Volkes, die die Aufhebung des Dienstzwanges und die Wiederherstellung der Grundgesetze forderten — dies wollte Bolin mit der Schilderung seines Falles beweisen — hatten also recht. »Die Begebenheit«, gab er zu bedenken, »ist lehrreich für alle Bürokraten und zeigt von neuem, wie gefährlich es werden kann, wenn man vom grünen Tische aus das Volksleben durch Verordnungen und Kabinettsbefehle massregeln will.«³⁸

Entsprechende aber kompliziertere Fragen wurden von Bolin im *Pitaval* 1864 in seinem Artikel *Ein Bild aus den Fronverhältnissen Finnlands* behandelt. Der Ort der Geschichte war das Gebiet, das ehemals zum Gouvernement Wyborg gehört hatte und im Grossen Nordischen Krieg von Finnland abgetrennt wurde. »Diese Altfinnland genannte russische Provinz behielt ihre Einrichtungen, ihre Gesetze, und die Bevölkerung hielt so zäh fest am Alten, dass es nicht die geringsten Schwierigkeiten machte, Altfinnland mit dem später von Schweden abgetretenen Reste Finnlands zu vereinigen, welcher seit 1809 einen selbständigen, constitutionellen Staat mit dem russischen Monarchen als Oberhaupt bildet. Ein kaiserliches Manifest vom 23. Dec. 1811 verband die seit länger als 50 Jahren getrennten Bruderlande von neuem zu einem Ganzen.«³⁹

In Altfinnland schwelte jedoch ein Konflikt zwischen zwei Arten von Rechtspraktiken und zwei Arten von Rechtsbegriffen. »Die Zaren belohnten ihre ruhmgekrönten Generäle und Günstlinge vielfach mit Schenkungen von Kronland. Diese Schenkungen waren ursprünglich keine einheitlichen Gebietsabtretungen, denn nach finnländischem Recht war dem Herrscher eine Veräusserung von Land und Leuten nie gestattet gewesen, sondern sie bestanden darin, dass die den Boden bebauenden Bauern die Zinsen anstatt an die Krone, an die in deren Rechte eintretenden Grund- und Fronherren zahlten, und zwar nur auf Lebenszeit . . .«⁴⁰

»Es kam sehr bald zu Differenzen zwischen den Berechtigten und den Verpflichteten«, fuhr Bolin fort.⁴¹ Von einem solchen, tödlich endenden Konflikt zwischen einem Donationinhaber, der sich als wirklicher Eigentümer wähnte, und einem Bauern, der seine Rechte verteidigte, handelt nun Bolins Schilderung.

Bolins Artikel im *Pitaval* zeigen, dass er völlig den Standpunkt der Liberalen vertreten hat, wonach die alten Rechte und das Grundgesetz zu verteidigen wie die Herrschaft des Zaren als auf dem Grundgesetz beruhend zu betrachten seien. Eben diese Frage jedoch war

umstritten. Sollten die Stände als Ratgeber und Stützen des Zaren wirken oder aber als die Begrenzer seiner Macht, wie es das liberalistische Verfassungsdenken voraussetzte? Was war das Gebiet der Verfassung und deren Beziehung zu den anderen Gesetzen? Die Rechtsgelehrten begannen seit den vierziger Jahren ihre Position in diesen Fragen zu klären, aber diese wurden erst 1861 Gegenstand breiteren Interesses, als die Diskussion um die Einberufung der Stände ausbrach. In dieser Frage gingen dann die Meinungen, auch in Finnland, auseinander.

Die Zaren hatten Finnland nie den Status eines »selbständigen, konstitutionellen Staates« zugestanden, sondern hatten an einer altständischen, monarchischen Interpretation der Verfassung festgehalten. Einen entscheidenden Durchbruch für die von den Finnen mit unterschiedlichen Betonungen vertretenen Hoffnungen hinsichtlich der Verfassung bedeuteten 1863 die Einberufung der Stände durch Alexander II. sowie seine Eröffnungsrede der Sitzungsperiode. Der autokratische Zar Russlands versprach zum ersten Mal direkt auf »dem Boden einer grundgesetzlich begrenzten Fürstengewalt« in Finnland zu bleiben.⁴²

Noch wichtiger war, dass die Gesetzgebung der Stände anschliessend wirklich einsetzte. Zahlreiche Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, die sich entwickelt hatten, konnten eine gesetzgeberische Bestätigung erhalten und die Entwicklung der modernen bürgerlichen Gesellschaft erhielt auf bislang ungesehene Weise Auftrieb.

Die Schriften des jungen Bolin zeigen, dass er sich in seinem Geschichtsbewusstsein auf der Höhe der Zeit bewegt, wenngleich er in seinem neuen Heimatland kein besonders bedeutsamer Beobachter und Teilnehmer war. Im theoretisch-ideologischen Sinne sollte seine Bedeutung jedoch bald wachsen.

Seit dem Frühjahr 1862 arbeitete Bolin an der Universitätsbibliothek. Da es im ganzen Land nur einen philosophischen Lehrstuhl gab, von dem man erwarten musste, dass Snellman ihn noch viele Jahre besetzt halten würde, scheint ein zielbewusstes Bestreben, ein Philosoph zu werden — über die Suche nach einer persönlichen Weltanschauung hinaus — für Bolin kein realistisches und notwendiges Bedürfnis gewesen zu sein. Philosophische Bücher unabhängig von akademischen Zwecken waren seit Menschengedenken in Finnland nicht mehr erschienen und gar eine Verteidigung seines philosophischen Vorbildes Feuerbach in deutschsprachigen Schriften traute Bolin sich vorerst nicht zu.

So teilte er seine Zeit zwischen verschiedenen Versuchen auf. In seinen Briefen an Feuerbach klagt er darüber, dass er nicht wisse, ob seine Talente ausreichen für eine wissenschaftliche Karriere in der Philosophie. Das Theater und die Karriere eines Schriftstellers galten ihm ständig als Alternativen. Die Götterkomödie, die Bolin Feuerbach 1857 schickte, und ihre Fortsetzungen sind nicht erhalten; Bolins Arbeiten auf dem gleichen Gebiet aus späterer Zeit aber lassen vermuten, dass der Verlust für die Literatur nicht gross ist. Bolin nahm 1862/63 am Schwedischen Theater in Helsinki aktiv an der Gestaltung von Schauspielmanuskripten teil. Er schrieb auch selbst zwei Dramen, *Ett förloradt Paradis* (Das verlorene Paradies), und *Kungens Guddotter* (Des Königs Patenkind), die im genannten Theater aufgeführt wurden. *Das verlorene Paradies* ist nie publiziert worden, aber *Kungens Guddotter* wurde 1882 erneut aufgeführt und aus diesem Anlass veröffentlichte Bolin das Stück auch, nur wenig verändert.⁴³ Dieses kleine und einfache Schauspiel hat sein Motiv aus einer Erzählung von Karl Gutzkow, *König Franz in Fontainebleau*, wenngleich die Behandlungsweise Bolins eigene ist. Sie erzählt von Franz I., der sich in eine Gartenidylle

zurückgezogen hat, von der jungen Blanche, deren Verlobten und dem den König umschmeichelnden Hofvolk. Die Spitze richtet sich gegen die Verstellung, welche die Macht umgibt, aber in einer harmlosen Form. Es lässt sich leicht vorstellen, dass Feuerbach dem Schriftsteller eines solchen Stückes erklärte, der Weltgeist der eigenen Zeit sei woanders als in der Dichtung.

Des Königs Patenkind wurde im Januar 1863 aufgeführt und schon zwei Monate später kam die Nachricht, dass Snellman zum Direktor der Finanzkommission des Senats ernannt worden war, eine Stellung, die dem heutigen Finanzminister entspricht. Das Hegelium war nun plötzlich in der finnischen Regierung und der philosophische Lehrstuhl überraschend frei geworden — selbst die Bezeichnung »Philosophie« wurde wieder eingeführt. Bolins Situation änderte sich. Seine Karriere eines Schriftstellers blieb kurz und er bereitete sich nun zielstrebig auf eine akademische Laufbahn vor. Man kann fragen, was er wohl aus seinen *Pitaval*-Themen gemacht hätte; aber solche Pläne wurden unter der neuen Herausforderung begraben.

Die Familie

Bolins philosophische Pläne waren, neben diesen literarischen Arbeiten, ohnedies nie vollends *ad acta* gelegt. Wie aus seinen Briefen an Feuerbach hervorgeht, plante er zunächst eine breitere Ausführung seines Dissertationsthemas, die sich auch mit aktuellen Theorien auseinandersetzen sollte. Die Dissertation war hierzu nicht mehr als eine Einleitung. 1864 verwirklichte Bolin diesen Plan mit seinem Buch *Familien. Studier* (Die Familie, Studien). Die Arbeit sprengte dabei nicht nur den von Snellman vorgegebenen Rahmen — es wuchs ihr nun, über den rein akademisch-wissenschaftlichen Diskurs hinaus, vor allem auch politische Aktualität zu. Durch die einschneidenden politischen Veränderungen in der Folge des Regierungsantritts Zar Alexanders II. und seiner höchstpersönlich vorgenommenen Eröffnung des Landtages war ja nun den Fragen der Verfassung auch in aller Öffentlichkeit breiter Raum gegeben. War man sich nämlich über die in den Jahren 1863/64 im Landtag behandelten gesellschaftlichen Reformen einig, so stritt man sich einer Quelle zufolge vor allem über zwei Fragen: über das Verbot der privaten Brandweinproduktion und über die Frauenfrage. Letztere nun war aber nur im engeren Rahmen der Aufgabenbestimmung der Familie zu lösen und lag also im Brennpunkt von Bolins Untersuchungen.

Zur Frage stand im Landtag insbesondere die rechtliche Mündigkeit unverheirateter Frauen. Sie war in den meisten europäischen Ländern, einschliesslich Russlands, bereits verwirklicht, in Finnland auf Grund der noch geltenden alten schwedischen Gesetze aber noch nicht. Dies gab somit Anlass, dass die Argumente für und wider die Emanzipation der Frau in der weiteren Öffentlichkeit wiederaufgegriffen wurden.

Snellmans Haltung in dieser Frage war gespalten. Eine zu weit gehende Emanzipation der Frau, fürchtete er, würde zur Zerstörung der Familie führen. Seit der *Idee der Persönlichkeit* hatte er die Bedeutung des sittlichen Gewissens auf eine Weise betont, von der er glaubte, sie unterscheide sich von Hegel. Handlungen, welche das Recht verwirklichen,

seien nicht restlos von allgemeinen Prinzipien ableitbar, weshalb das sittliche Gewissen zu Hilfe kommen müsse. Letzteres wiederum existiere nicht »ohne Sitten, ohne . . . die Sitte, welche im Familienleben eingesetzt wurde . . .«⁴⁴

Snellman beendete seine Schrift mit einer an Rousseau erinnernden Betonung der Erziehung zur Sittlichkeit in der Familie, welche durch die Frauen zu gewährleisten sei. Zugleich war dies auch eine Warnung: »Über die Bedeutung der Frau für die Familie, ihr sittliches Leben, brauche ich kein Wort zu sagen. Wenn sich letzteres, so wie es geschieht, aus der Liebe bestimmt, so ist die Liebe der Gattin und Mutter in der Familie — wenn auch nicht alles — so doch fast alles.

Und dennoch getraut man sich leichtfertig davon zu sprechen, dass die Bestimmung der Frau für die Familie zu gering sei für die Handlung ihres Geistes!

Vergesst dies nicht, ihr edlen Frauen. Gott hat in der Familie die Schicksale der Völker zur Berufung eurer Herzen gemacht, die Entwicklung der Menschheit, die *Existenz* des Rechten *auf der Erde*.«⁴⁵

Diejenigen Frauen, denen die Familie als Lebensaufgabe nicht genüge, verstießen demnach gegen ihr Vaterland, die Menschheit, die Existenz des Rechten und die von Gott aufgestellte Ordnung. Andererseits aber schloss sich Snellman den Argumenten für eine neue Rolle der Frau an, zumal er sah, dass sich ihre Vollbürgerschaft nur positiv auf die wichtige patriotische Erziehungsaufgabe der Frauen auswirken müsse.

Bolin's Ansichten in dieser Frage waren dagegen wesentlich radikaler und seine Behandlung der Frage der Emanzipation der Frau bahnbrechend in Finnland. Die Hauptaufmerksamkeit seines Buches galt nun Charles Fourier, speziell seinem Buch *Theorie de quatre mouvements et des destinées generales*. In seiner Bewertung verhält Bolin sich Fourier gegenüber kritisch, ambivalent. Er würdigt zunächst die umfassende und umsichtige Problematisierung der Institution der Familie: In Fouriers »Angriffen gegen die Familie konzentriert sich alles, was gegen dieselbe vorgetragen worden«, wie Bolin dies auch in einem Brief an Feuerbach vom Ende Januar 1864 einmal zum Ausdruck bringt. Auch die Art und Weise, mit der Fourier die Schattenseiten von Ehe und Familie aufwies, lobte Bolin als eine unvergleichliche Aufrichtigkeit. Den Erziehungsauftrag der Familie dagegen verteidigt Bolin gegen Fourier und auch in der Frauenfrage argumentiert er in einer Weise, welche Fouriers Vorschläge widerlegt. Auch der von Fourier thematisierten sozialistischen Herausforderung der traditionellen Auffassung von der Familie widmet Bolin in seinem Buch ein eigenes Kapitel.

Schroffe Ablehnung bei Bolin findet die von Fourier propagierte, auf das Primat des Gefühls beruhende, freie Liebe. Bolin meinte, Fourier schliesse sich zuletzt doch nur der Verehrung des Vergnügens an, welche für die Zeit der Restauration typisch sei. Anstelle des Vergnügens und der momentanen Gefühle fordert Bolin ein Anerkennen der Bedeutung von Pflichten — und unter diesen: der Ehe. Die von Fourier gesuchte »neue« Moral erreiche nicht die Einsicht, dass »der sittliche Wert der Handlungen vor allem von der Bedeutung abhängt, welche diese im Zusammenhang der Dinge haben, so dass die Gefühle und Bestrebungen des Individuums erst im Bewusstsein von diesem Zusammenhang ihren sittlichen Zweck erhalten . . .«⁴⁶

Fourier, schreibt Bolin, »ist am wichtigsten der Ausdruck dieses Gefühls, die Seligkeit des isolierten Subjekts. Von diesem Standpunkt aus musste das durch die Pflicht gebundene

Leben notwendig als Anomalie erscheinen, vor der die Menschheit zu retten ist.«⁴⁷

Der Zusammenhang von Bolins Kritik mit der Ethik Feuerbachs wird dabei augenscheinlich. Gerade Feuerbachs *Grundsätze der Philosophie der Zukunft* hatten das Geheimnis »des gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Lebens« hervorgehoben — »das Geheimnis der Notwendigkeit des Du für das Ich — die Wahrheit, dass kein Wesen, es sei und heisse nun Mensch oder Gott oder Geist oder Ich, für sich selbst allein ein wahres, ein vollkommenes, ein absolutes Wesen, dass die Wahrheit und Vollkommenheit nur ist die Verbindung, die Einheit von zwei sich wesensgleichen Wesen.«⁴⁸

Wohl mehr noch indes als Feuerbach bleibt Bolin hier in seiner Pflichtethik den diesbezüglichen Anschauungen Snellmans verbunden. Ja — einmalig für Bolin in seinem ganzen Lebenswerk — nachdem er die verschiedenen Weisen der neueren Philosophie, die Familie zu behandeln, durchgegangen ist, wird abschliessend gar Hegel als tiefster Vertreter des Familienbegriffs ins Spiel gebracht.

Und doch sollte Bolin in den Schlussfolgerungen dann hinsichtlich des Systems der Geschlechtsbeziehungen radikal von Hegel und Snellman abweichen und sich auf einen anderen grossen Gewährsmann berufen. Es wäre auf philosophischer Ebene vielmehr Rousseau gewesen, der von der Ehe und Familie die richtige Auffassung vertreten hätte. Dieser stelle in seiner Lehre der Familie den Wendepunkt dar, von dem an man die Ehe auf Grund der »gegenseitigen Beziehung der Geschlechter« definiere. Bei Rousseau gehe es nicht länger um die Unterordnungsbeziehung der Naturrechtstheoretiker, sondern um gegenseitige gefühlsmässige Bindung. »Erst gemäss dieses Begriffs versteht man die Notwendigkeit der Heiligkeit der Ehe, denn sie muss auf beiderseitigen Pflichten beruhen, welche nicht existieren, wenn die Beziehung der Gatten auf die völlige Unterdrückung der Stellung der Frau [basiert], welche als Folge der paradiesischen Überlegenheit des Mannes dargestellt wird . . .«⁴⁹

Bestätigung hätte dieser Gedanke der Zweiseitigkeit dann durch den Kantianer Theodor Gottlieb von Hippel in dessen Buch *Über die Ehe* (1792) erfahren. Mann und Frau bildeten demnach in der Ehe eine Person, das eine Geschlecht existiere zur Erziehung des anderen, und die Vertrauensbeziehung müsse zweiseitig sein, dozierte Hippel.

Dass und wie ein solcher Begriff der Ehe in der Praxis durchaus funktionieren kann, suchte Bolin dann in drei wesentlichen Punkten zu veranschaulichen: an Hand der Erziehung, in der Frage der Emanzipation der Frau und am Problem der Familie der Arbeiterklasse. Gerade darin nun aber erweist sich Bolin wesentlich radikaler als Snellman und andere in Finnland wirkende Zeitgenossen, zumal er in seinen Überlegungen direkt an das Ideengut der Französischen Revolution anschliesst und an die Verteidigung der Rechte der Frauen anknüpft, wie sie von Condorcet 1790 und Sieyes 1791 vorgetragen sowie durch die aktive Beteiligung der Frauenclubs an den Revolutionsereignissen zum Ausdruck gebracht worden waren. Und abermals findet Theodor Gottlieb von Hippel, diesmal sein 1792 anonym erschienenenes Buch *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*, bei Bolin ausführliche Beachtung und Zustimmung.

Nach Bolins Ansicht ging Hippel auf den Kern der Sache und damit weiter als die Forderungen, welche sich an den Nationalkonvent hinsichtlich der Vertretung der Frauen gerichtet hatten. Deren Rechte betrafen Bildung, Arbeit, die Freiheit hinsichtlich der Person und des Besitzes, sowie die politische Repräsentation.⁵⁰ Die Emanzipation der Frauen

sollte sich — nach Hippel wie Bolin — auf alle diese Gebiete erstrecken. Dass die Frau nicht nur weiterhin an den Herd gebunden sein sollte, war ihnen eine Selbstverständlichkeit. Dass der Weg zu ihrer Befreiung nur über die gleichen Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten zu erreichen war, schien ihnen nur logisch. In der Frage der politischen Repräsentation aber ging Bolin dann sogar entschieden über Hippel hinaus. Denn eine Repräsentation getrennt nach dem Geschlecht, wie sie Hippel vorgetragen hatte, liess Bolin nicht gelten: Auch der Mann vertrete in der gesetzgebenden Versammlung nur »allgemeine bürgerliche Dinge«, nicht sein Geschlecht. Daher ist es für Bolin auch klar, dass ein *allgemeines* Wahlrecht der Frau die Stimme nicht versagen darf.⁵¹

In der Begründung seiner Ansichten verwies Bolin auf John Stuart Mill's *Considerations on Representative Government* (1861), genauer auf die französische Übersetzung aus dem Jahr 1862.⁵² In Wirklichkeit waren Bolins Ansichten aber noch radikaler als diejenigen von Mill, denn Mill interessierte sich vor allem für die Sicherung der Möglichkeiten von aussergewöhnlichen und unverheirateten Frauen, während Bolin die Rechte der Frau ausdrücklich auf verheiratete Frauen hin formulierte.

Mit Hippel dagegen verband Bolin wiederum die Überzeugung, dass Familie und Emanzipation einander nicht ausschliessen, sondern, im Gegenteil, einander »erfordern«, »voraussetzen« würden.⁵³

Überdies komme der Forderung nach der Besserstellung der Frauen eine Bedeutung von welthistorischer Tragweite zu. »Dadurch, dass die Frau intellektuell und rechtlich dem Mann gleichwertig wird, verwirklicht man nur diejenige Richtung, welche die menschliche Entwicklung bestimmt . . .«⁵⁴

Revolutionär im kaum industrialisierten Finnland waren aber dann auch Bolins Ansichten in der Frage der Arbeiterschaft, wenn er dabei — unter Berufung auf Félicité de Lamennais — die »Menschenrechte des Volkes« verteidigt.⁵⁵ Sein Standpunkt lässt sich als eine Art Sozialliberalismus charakterisieren, dessen Pathos nicht dem Materialismus, sondern demjenigen entspricht, was man gemeinhin als protestantischen und puritanischen Geist anspricht. Von der Unantastbarkeit des Besitzes und der Familie ging er bei allen sozialen Verbesserungsvorschlägen und bei aller Einsicht in die Ungerechtigkeiten der Verteilung der Früchte der Arbeit nicht ab. Wiewohl er mit der von den Sozialisten dargebotenen Beschreibung der teils elenden herrschenden Lage übereinstimmte, so sah er die Entwicklung des Kapitalismus auf weitere Sicht doch optimistisch und setzte auf ein allgemeines Wohlergehen, wonach sich »das hindernislose Fortschreiten der Industrie . . . mit den Interessen des Arbeiters wie mit dem angemessenen Gebrauch des Kapitals« verband.⁵⁶

In seinen Lösungsvorschlägen schloss Bolin sich daher Max Wirth an und erhoffte eine Annäherung der Arbeiter und Betriebe dadurch, dass die Arbeiter in der Wirtschaft teilhaben, wobei er auf verschiedene Versicherungs- und Sparkassen für Arbeiter verwies. Dass die Lohnarbeit und das Kapital an sich aus strukturellen Gründen entgegengesetzt seien, glaubte er nicht. Alles in allem wollte Bolin ein neues Arbeiterbild und eine neue Lebensweise für Arbeiter entwerfen. Er benutzte dafür die Bezeichnung »der sorgsame Arbeiter«.⁵⁷

Es ist klar, dass dieses sittliche Arbeiterideal Trunksucht und Prostitution ausschloss. Aber es enthielt zahlreiche Eigenschaften, die Bolin an verschiedenen Stellen aufzählt:

Sparsamkeit, Ordnungssinn, Vorsicht, Genauigkeit, Fleiss, Selbstverneinung, Strenge gegen sich selbst.⁵⁸ Bolin behauptete direkt, dass der Feind, den der Arbeiter besiegen müsse, nicht das Gesellschaftssystem, sondern die eigene Gleichgültigkeit sei.⁵⁹

Auch dafür schienen ihm Max Wirth und Lamennais überzeugende theoretische Vorarbeit geleistet zu haben. Wirth forderte einen neuen Typus von Arbeiter, der sich selbst und seine Handlungen überwacht, und seinen Lohn nicht nach der Arbeitszeit, sondern nach seiner Leistung berechnet. Aber auch Lamennais sah im eigenen Handeln »das wichtigste Mittel der Rettung« und hatte an das Selbstgefühl der Arbeiter appelliert, das das Bewusstsein der eigenen Bedeutung und Würde im Volk wecken sollte: »Was einer nicht vermag«, zitierte Bolin, »das vermögen zehn und noch besser tausend. Aber keine Assoziation ist möglich und kann bestehen, wenn sie nicht auf gegenseitigem Vertrauen, auf Ehrlichkeit, auf der sittlichen Einstellung ihrer Mitglieder, auf verständigem Haushalten beruht. . . . Um die Vereinigung zustande zu bringen, braucht man einen starken Willen; wenn sich dieser auf das Recht und die Pflicht stützt, so gibt es für die Verwirklichung des Vorhabens kein Hindernis.«⁶⁰

Für Bolin und seine Autoritäten ist aber nun genau die Familie die grundlegende Bühne für die sittliche Entwicklung der Gesellschaft. Die Familie trägt die allgemeinmenschliche Verantwortung für die Nachkommen und ihre Erziehung. Bolin glaubte, ebenso wie der Besitz sich auf die Arbeiter ausdehnen sollte, so würde auch das von ihm entworfene Modell der Familie eine allgemeingültige Bedeutung haben. »Das eigene Ich, das Begehren nach blossem Wohlstand kann niemals völlig den menschlichen Sinn befriedigen. Das Individuum ist vergänglich, aber es meidet diese trostlose Einsamkeit; indem es einen Zusammenhang bildet, durch den seine Existenz sich mit einer grösseren Gesamtheit verbindet.«⁶¹

Genauer: »Durch die Familie wird der Arbeiter all das Elend besiegen, welches ihm bisher folgt, denn nur das Leben im häuslichen Heim hat durch seine eigene Existenz bleibenden Wert.«⁶²

Die Familie und die dauernden Anstrengungen des Arbeiters hängen somit zusammen. Denn »wenn der Arbeiter Verantwortung für die Familie trägt, für Wesen, welche ihr ganzes Vertrauen in ihn setzen, so gibt er seine ganze Energie dazu her, diejenigen Vorteile zu bewahren oder nach Möglichkeit zu erweitern, welche er aufgrund seiner sorgfältig verwirklichten Arbeit geniesst.«⁶³

Und Bolin schliesst ferner: »Die angenehme Wohnung, aus der seine eigene werden soll, seine zur Seite gelegten Ersparnisse, eröffnete Schulen und Erziehungsinstitutionen — all dies mit der Absicht, der Arbeiterbevölkerung die Möglichkeit zu einem sittlichen Leben in der Familie und für die Familie zu geben«, wären dazu angetan, diesem, »in einem allgemeinen Interesse liegenden Menschheitsziel näherzukommen.«⁶⁴

Auf dieser sittlichen Grundlage der Arbeiterfamilie müsse so nach Bolin schliesslich auch deren Verhältnis zum Staat ein grundlegend anderes werden. Wiederum zitiert er Lamennais: »Aus dem äusseren Zusammenhang der Familien entsteht eine neue Pflichtordnung: Pflichten gegenüber dem Vaterland.«⁶⁵

Und Bolin beschreibt, wie die Arbeiterfamilie Befriedigung daraus gewinnt, dass sie »völlig bewusst am Leben des Volkes« teilnimmt; dies setze allerdings voraus, dass die Lage der Arbeiter rechtlich und faktisch geändert wird.⁶⁶

Der bürgerliche Standpunkt Bolins zeigt also überall auch seine Schlagseiten und Beschränkungen. So wird der Gedanke der Frauenemanzipation von Bolin etwa im Zusammenhang der Arbeiterfamilien nicht weiter erwähnt. Das Schlusskapitel seines Buches legt es vielmehr nahe, dass die Vorteile und Rechte der Frauen wie der Menschen allgemein sozial gefächert und 'naturgemäss' von oben nach unten sich verbreiten sollten.

Rein formal betrachtet ist Bolins Buch über die Familie sicher kein ausgereiftes Werk. Der Abschluss dieser Arbeit wurde beschleunigt durch das plötzlich einbrechende Tauwetter der liberalen Regierungspolitik Alexanders II. und Snellmans Überwechseln vom Lehrstuhl der Philosophie in den Finanzausschuss. Damit geriet Bolin unter Zeitdruck. Im November 1863 bewarb er sich um diese Professur für Philosophie, die nun frei geworden war und beantragte gleichzeitig, dass ihm Zeit gegeben werde, um sich weiter zu qualifizieren.

Aufgrund der Bewerbung und deren Zeitplan musste Bolin äusserst schnell schreiben, und dies zeigt sich auch am Endresultat. Er sah sich gezwungen, seine Gelehrtheit zu dokumentieren und ausführlich zu belegen – ein Verfahren, das die Lesbarkeit des Werkes herabsetzte und der Vermittlung seiner wichtigsten Thesen hinderlich war. Dessenungeachtet war das Buch hinsichtlich seiner Behandlung der Emanzipation der Frau bahnbrechend in Finnland.

Feuerbach und die Grundsätze der Philosophie der Zukunft

Bolin hatte die Arbeit an *Die Familie* nicht abgeschlossen, stand er auch schon in aller Intensität mitten in der Arbeit an seiner Habilitationsschrift. Damit erst beginnt Feuerbachs inzwischen systematisch aufbereitete Gedankenwelt sichtlich in ihm zu greifen und Ferment seines eigenen Schaffens zu werden.

Der Briefwechsel mit seinem Meister, aus dessen Kielwasser Bolin in seinen Problemstellungen nie mehr recht herauskommen sollte, gibt ein reichlich detailliertes Bild von dem, womit er sich gerade beschäftigte. Ein Brennpunkt ihrer brieflichen Erörterungen war zum Beispiel Kant, wir kommen später darauf zurück. Vor allem aber beschäftigten den Schüler Feuerbachs zunächst immer wieder Fragen der Religionskritik, deren Problematik ja auch schon in seinen dramatischen Versuchen deutlich durchschillerte. Zu diesen Themen sammelten sich viele Notizen an, aber Bolin veröffentlichte nur wenig. Das Risiko wäre zu gross gewesen und der Abbruch aller akademischen Möglichkeiten war eine Realität, die Feuerbach erfahren hatte, aber Bolin wollte sich damit nicht abfinden.

Bolins Rezeption der Feuerbachschen Religionskritik ist dabei nicht ohne Nuancen. Er hat seinen Lehrer intensiv aufgenommen, wie wenige seiner Zeitgenossen in Skandinavien und Deutschland, und auch erstaunlich gut verstanden.

Insbesondere gilt dies für die engere Beziehung von Religions- und Philosophiekritik bei Feuerbach. Zu dieser Frage schrieb er seinem Lehrer im schon erwähnten Brief vom 4.10.1860: »Durch Kant ist in der Philosophie das Ähnliche geschehen wie durch Luther in der Religion. Seit diesem ist jede Kirche, seit jenem jedes theologisierende System ein

Widerspruch . . . Die Menschheit wird einst, mein teurer Meister, über die Wichtigkeit Ihres Berufs staunen, die Philosophie durch die Religion, die Religion durch die Philosophie reformiert zu haben.« Feuerbach antwortete dem am 20.10.1860: »Ich sage Ihnen . . . ausdrücklich, nicht aus ekelhafter mir ganz fremder Eitelkeit, dass Sie meine Aufgabe und Leistung ganz richtig gefasst und bezeichnet haben, wenn Sie sagen, dass ich die Philosophie durch die Religion und umgekehrt reformiert habe.«

Feuerbach verwies hier auf sein jüngstes Werk, die *Theogonie*, aber der Hinweis konnte ebensogut, vielleicht sogar besser noch auf seine Schriften von Anfang der vierziger Jahre bezogen werden.

Man betont oft, dass das Buch, welches Feuerbach berühmt gemacht habe, *Das Wesen des Christentums* (1841) sei. Dies ist auch zweifellos berechtigt, aber dem Gedanken, der dieser Ansicht nahesteht, dass nämlich Feuerbachs Entwicklung mit diesem Werk ende, hat Feuerbach selbst nicht zugestimmt. In seinem Brief an Bolin vom 20.10.1860 kritisierte Feuerbach Arnold Ruge, der in seinen Augen weiterhin an die Logik Hegels gebunden war: »Wie unzählig Anderen seiner Geistesverwandten ist ihm *summa summarum* meines Geistes im *Wesen des Christentums* enthalten und erschöpft, diese Schrift die Grenze meiner Anerkennung, meiner Geltung in seinen Augen; weil sie in ihr noch ein Gemeinschaftliches mit ihrem hegelianischen Wesen erblicken . . .« In seinem Brief vom 20.10.1860 hat Feuerbach dagegen selber die *Theogonie* als seine »einfachste, vollendetste, reifste Schrift, in der ich mein ganzes geistiges Leben vom Anfang bis Ende reproduziert (habe)«, charakterisiert.

Feuerbach vertrat also die Ansicht, *Das Wesen des Christentums* enthalte noch einen hegelianischen Rest, von dem er sich 1841 noch nicht hinreichend befreit habe. In der Fixierung auf dieses Werk liege eine »Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen wie ich« (20.10.1860). Bolin gehörte nicht zu jenen, für die *Das Wesen des Christentums* Feuerbachs Programm erschöpft hatte. Er sah Feuerbachs grundlegendes Anliegen anders, was etwa auch in einer Notiz vom Anfang der sechziger Jahre seinen Niederschlag gefunden hat: »Es sind bereits 20 Jahre her, seit Feuerbach seine *Grundsätze der Philosophie der Zukunft* herausgab, und noch immer, welch eine Anarchie, welch ein Zustand der Philosophie.«

Bolins Notiz lässt somit vermuten, dass es für ihn die *Grundsätze* von 1843 waren, mittels derer der Zustand der Philosophie zu korrigieren gewesen wäre und sei. Dies scheint seine Einschätzung schon in den Quellen zu sein, die uns über sein Interesse an Feuerbach erhalten sind. »Unser erstes Zusammentreffen war zu kurz, um mich mit Ihnen über meinen Plan genauer auszusprechen. Ich konnte Ihnen nur in allgemeinen Umrissen sagen, dass diese die praktische Verwirklichung Ihrer Grundsätze anstrebten«, schrieb Bolin an Feuerbach am 30.10.1857. »Grundsätze« kann hier eine weitere Bedeutung haben als nur das Buch, aber da Bolin ferner auf die Liebe als den »Kern Ihrer Lehre« verweist, scheint damit doch eher das Buch gemeint zu sein. In einem Brief vom 15.2.1858 kam Bolin auf dieselbe Sache genauer zurück: »Seit ich hier Ihre betreffenden Ansichten im zweiten Bande Ihrer Werke mir wiederholt zu Bewusstsein brachte . . .« Der zweite Band *Philosophische Kritiken und Grundsätze* enthielt die *Grundsätze* von 1843 und Schriften aus ihrem Umkreis. Über seine entsprechende Auseinandersetzung damit berichtet Bolin noch am 27.3.1864: »Zur Orientierung auf meinem eigenen Standpunkt bediente ich mich

immer der *Grundsätze der Philosophie der Zukunft*, denen ich hiermit einen neuen Wert abgewann.«

Doch lässt sich, andererseits, Bolins eigene Religionskritik nicht einfachhin auf einen Abklatsch Feuerbachscher Ideen reduzieren. Schon der historische Ausgangspunkt der beiden war grundverschieden. Bolin war ein Freigeist von allem Anfang an. Nichts weist darauf, dass er in seiner Jugend je eine besonders religiöse Phase gehabt hätte. Seine Beziehung zur Religion war noch lockerer als die Feuerbachs, der immerhin einst als Theologe begonnen hatte. In seinen unveröffentlichten Notizen zur Religion weist Bolin diese in einer Weise zurück, die an die Religionskritik der Aufklärung erinnert.

Vor allem aber unterscheidet Bolin sich von Feuerbach in seiner Beziehung zu Hegel. Wie wir eingangs festgestellt hatten, wurde gleichzeitig mit seiner Ankunft in Helsinki aus St. Petersburg der Unterricht der Philosophie — d.h. des Hegeltums — verboten und sein Selbststudium führte Bolin zunächst auf Feuerbach und nicht auf Hegel. Es ist also nicht so, dass Bolin sich mit Hilfe Feuerbachs von Hegel befreit hätte, vielmehr stand vor seinen Augen von Anfang an Feuerbachs Hegelkritik.

Auch die Tatsache, dass er bei Snellman promovierte, änderte nichts an der Bindung des Bolinschen Denkens an die Philosophie Feuerbachs. Es ist klar, dass Snellman voraussetzte, dass Bolin sich in Hegel vertieft habe, aber Bolins eigene Haltung wird in einem Brief an Feuerbach vom 4.10.1860 deutlich: »... noch den Abend nach meinem letzten Examen ergriff ich Ihre Kritik Hegels, um meinem beengten Sinn Luft zu machen.«

Man mag darin ebenso die Eigenart wie die Achillesferse in Bolins Feuerbachrezeption sehen: Weil er sich keine Mühe gab, mehr als nur das Mindeste von Hegel zu verstehen, verfügte er auch über keine ausreichenden Voraussetzungen, um die Entwicklung des Feuerbachschen Denkens in seiner Gesamtheit zu verstehen.

In gewissem Sinn gilt dies auch für Bolins Beziehung zu Feuerbachs Religionskritik, obwohl nicht auf die gleiche Weise. Die Deutschen in St. Petersburg waren hauptsächlich während der Aufklärungszeit nach Russland gekommen und sie waren noch immer Träger der Aufklärungstraditionen. Ihre Bewunderung galt der Goethe-Zeit und dem Klassizismus, aber nicht der Romantik. In Finnland war die Lage ähnlich. Die Philosophie Schellings und die Romantik wurden abgelehnt. Hegel hatte eine Korrektur an der früheren Aufklärung bedeutet, die als einseitig empfunden wurde, aber eine Korrektur, die zugleich die Tradition der Aufklärung bewahrte und fortsetzte; dies galt vor allem für Snellman und seine Gesinnungsgenossen und ihre praktische Interpretation der Aufklärung, die sie direkt aus der französischen bezogen.

Auch in Helsinki warteten zahlreiche weiterhin lebendige und verschiedene Elemente der Aufklärung auf den jungen Bolin, wengleich diese auch am Ende der Regierungszeit von Nikolaus I. stark in Bedrängnis gerieten. Als die Dämme dann brachen, stand Bolin mit seiner Kritik in Finnland keineswegs allein.

Bolins einfach »über Hegel hinwegschreitender« Zugang zu den Ideen Feuerbachs auf der Grundlage so unterschiedlicher historischer Bedingungen sollte sich schliesslich aber auch in anderer Hinsicht speziell von der allgemeinen binnendeutschen Wirkungsgeschichte der Philosophie Feuerbachs nachhaltig unterscheiden. In seinen *Vorläufigen Thesen* hatte Feuerbach ausgerufen: »Wer nach einem *besonderen* Realprinzip der Philosophie spekuliert, wie die sogenannten positiven Philosophen,

Ist wie ein Tier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Diese schöne, grüne Weide ist die Natur und der Mensch, denn beide gehören zusammen. Schaut die Natur an, schaut den Menschen an! Hier habt ihr die Mysterien der Philosophie vor Augen.«⁶⁷

Mit diesem Goethespruch begrüßte Feuerbach später auch die ersten Reaktionen des jungen Bolin auf den sich herausbildenden Neukantianismus und dessen Vertreter. Weder das Vokabular noch die Gedanken der *Vorläufigen Thesen* wie der *Grundsätze* Feuerbachs werden aus Bolins Denken je wieder verschwinden. Auch später wird diese realistische Grundausrichtung von Bolins Philosophie Anerkennung bei Feuerbach finden, wenn dieser etwa in einem Brief vom 26.3.1858 anmerkt, dass sein Gesprächspartner, der sich gerade in Berlin aufhielt, nicht sei »wie diese philosophischen Petit-Maîtres, nämlich wie jenes bekannte 'Tier auf dürrer Heide', — sondern wie ein junges Pferd, das von der dünnen Heide weg seine gesunden Glieder und Sinne der 'schönen grünen Weide' zustreckt«.

Von dem ersten Treffen an hatte es Bolin also stets mit dem Feuerbach nach dem Umbruch, mit dem Feuerbach der *Grundsätze* zu tun. Als das Interesse an Feuerbach nach *Das Wesen des Christentums* in den deutschsprachigen Ländern rapide nachliess und die sich zuspitzende politische Reaktion es bald unmöglich machte, mit der Aufnahme von Feuerbachs Herausforderungen eine Universitätslaufbahn zu machen, gab es in Deutschland für das Programm der *Grundsätze* keine Fortsetzer. Es ist möglich, dass Bolins Position in dieser Beziehung einmalig war, und dies hebt natürlich die Bedeutung seiner Arbeit.

In derselben Notiz übrigens, die vom Sommer 1864 stammt, bezeichnet Bolin den unaufhörlichen Systemwechsel in der Philosophie als ein Zeichen dafür, dass diese Wissenschaft auf falscher Fährte ist. »Dies ist der Sinn der grossen Entdeckung Feuerbachs, dass die Philosophie seit Descartes bis Kant und seine mannigfachen Epigonen an einem gemeinschaftlichen Fehler krankt. Dieser Fehler ist natürlich die Mesalliance mit der Theologie, welches Missverhältnis durch die anwachsenden Einsichten in die Naturwissenschaften fortwährend auffälliger wird. Der Systemwechsel muss sich wiederholen, solange man bei der Theologie beharrt, und eben so lange wird es zu keiner Einheit in der Philosophie kommen, eben so lange wird sie das Ansehen einer Wissenschaft entbehren.«

Auch in einer älteren Notiz über die Bedeutung der *Grundsätze der Philosophie der Zukunft* betrachtete Bolin gerade die Verbindung mit den Naturwissenschaften als zentral bei Feuerbach. Man behauptet, schrieb er, dass Feuerbach »die Philosophie verleugnet, aufgegeben« habe, aber in Wirklichkeit habe er sie nur von der Position einer Königin der Wissenschaften »auf gleiche Höhe mit allen anderen Wissenschaften« gestellt. »In dieser Stellung«, fuhr Bolin fort, »ist sie aber die Letzte, die alle anderen voraussetzt, aber das ist so, 'die Letzten werden die Ersten, die Ersten werden die Letzten sein'. Die exakten Wissenschaften, die die Philosophie bisher so verachten . . ., die sind die Ersten.

Kant und das Grundproblem der Philosophie

Es wäre indes weit gefehlt, Bolins Beziehung zu Feuerbach — wie es speziell die jüngere Feuerbach-Literatur oft darzustellen versucht — auf eine bloße Apologetik der Gedanken seines Meisters zu reduzieren, oder sie gar nur im Debit von dessen Religionskritik zu sehen. — Gar nicht zu reden von jenen Verstümmelungen des Bolinbildes, die sich diesen, in Unkenntnis seines eigentlichen — schwedischsprachigen — philosophischen *Oeuvres* auf eine bloße Schulterstättung im Sinne der gemeinsam mit Friedrich Jodl bewerkstelligten Neuherausgabe der *Gesammelten Werke* Feuerbachs und seiner zwei Bände Korrespondenzen zurechtschneiden wollen.

Bolins Wahl seines Habilitationsthemas und der lebendige Anteil, den Feuerbach daran nahm, mag zur Korrektur dieses einseitigen Bolinbildes beitragen. Denn vor allem kommt es nun zwischen ihm und Feuerbach auch zu einem regen Kant-Dialog um das »Grundproblem der neueren Philosophie«.⁶⁸

Dieser Hinweis auf eine der Feuerbachforschung weitgehend unbekannt gebliebene Auseinandersetzung ist umso wichtiger, weil die Verkürzung des Bolinbildes dabei oft auch Hand in Hand mit einer Verstümmelung von Feuerbachs Philosophie geht.

Es kann ja kein Zweifel daran bestehen, dass Feuerbachs wichtigste, weltgeschichtlich bedeutsamste Wirkung — vor allem auf Karl Marx — in den 40er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts endete, aber gleichwohl verdient auch die spätere Entwicklung Interesse, die da nur in den Schatten einer so folgenschweren Rezeption geraten war. Der Briefwechsel zwischen Feuerbach und Bolin, bislang nur bruchstückhaft veröffentlicht, stellt nun gerade hinsichtlich dieser späteren Verbindungen und Wirkungen Feuerbachs eine interessante Quelle dar. Die umfangreiche Sammlung philosophischer Notizen aus jenen fünfzehn Jahren, während derer Bolin persönlichen Kontakt mit Feuerbach hatte, befindet sich an der Universitätsbibliothek Helsinki, sie ist jedoch von der Forschung kaum beachtet worden.

Dass sich einige der am häufigsten zitierten Aussagen Feuerbachs über Kant gerade in seinen Briefen an Bolin befinden, ist kein Zufall. Bolin, der die Entstehung des Neukantianismus ebenso wie die Popularität Schopenhauers aufmerksam zur Kenntnis nahm⁶⁹, forderte Feuerbach wiederholt zur Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Entwicklungen, vor allem aber zu einer kritischen Bewertung der Kantischen Philosophie auf, eine Aufgabe, der Bolin selbst zu Lebzeiten Feuerbachs den Löwenanteil seiner schöpferischen philosophischen Arbeit widmete. Da sie mit dem Höhepunkt seiner philosophischen Laufbahn überhaupt zusammenfällt, wollen wir ihr breitere Aufmerksamkeit einräumen.

Die Spuren von Bolins Kantbeschäftigung reichen zurück auf seine Versuche vom Jahre 1857/58, an die praktische Verwirklichung der Grundsätze Feuerbachs zu gehen. Bolin dachte erst daran, eine Untersuchung über Erziehung aufzunehmen, sein Interesse verschob sich aber bald von der Pädagogik auf die Psychologie und führte ihn somit direkt auf Kant, der den Zeitgenossen — Beneke, Fortlage, Rose und anderen Autoren, die Bolin gerade las, »das A und O philosophischer Grundanschauung ist« (Brief vom 15.2.58).

Feuerbach, von dem Bolin sich Rat erhoffte, stimmte seinem »jungen Pferd« der Philosophie dabei durchaus zu: »Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie die Halbheit verwerfen, die das idealistische Genie meistern und der Verirrung zeihen will. Die Kantische

Philosophie führt mit unvermeidlicher Notwendigkeit auf den Fichteschen Idealismus oder, so sonderbar es auf den ersten Blick scheint, aber die Kantische Philosophie ist ein Widerspruch — auf den Sensualismus. Die erste Konsequenz gehört der Vergangenheit, der Historie an (. . .), die zweite Konsequenz gehört der Gegenwart und Zukunft an . . .« (Brief vom 26.3.1858) Feuerbach berichtete ferner, dass er sich »im Spätherbst des verflorenen Jahres selbst mit dem Gedanken einer Schrift über Kant (. . .) beschäftigte und deswegen diese alte Bekanntschaft meiner Jugend und Mannheit erneuerte.« Die Arbeit war jedoch abgebrochen worden. Ob er zu ihr zurückkehren wolle, liess Feuerbach offen.

In seiner Antwort vom 8.4.1858 betonte Bolin die Notwendigkeit der Fortsetzung der Arbeit über Kant. Eine solche wäre »in jeder Beziehung zeit-, natur- und geschichtsmässig.« Feuerbach sei »der Einzige, welcher der durch vielfache Übergangszustände verwirrten Gegenwart die Augen zu öffnen gesucht und es noch mehr tun kann.« Eine gründliche Kant-Forschung unter Einbeziehung der bereits in Feuerbachs Schriften implizit enthaltenen Kritik führe zwar zum gleichen Ergebnis, aber »wenn Sie es selbst tun, geschieht es gewiss auf kürzerem Wege und daher mit mehr Klarheit.«

Für Bolin war diese Absichtserklärung Feuerbachs jedenfalls Anlass genug, seinen Meister immer wieder zur Aufnahme und Fortsetzung einer gründlichen Kant-Auseinandersetzung und »schliesslichen Lösung durch Ihre resolute Hand«, wie er noch in einem Brief vom 4.4.1862 schreibt, anzuspornen.

Zusätzliche Aktualität erlangte dieses Bedürfnis einer gründlichen Klärungsarbeit seines Lehrers durch Bolins Auseinandersetzung mit Kuno Fischer, dem neukantianischen »Abendstern« »einseitiger Spekulation« — wie mit dem »hoffnungslosen« »Hindu« Schopenhauer, in dem Bolin den Zwiespalt der Erkenntnis (Vorstellung) und des Dinges an sich (Wille) erneut aufleben sah. Dass bei alledem speziell Kants »kuriose Lehre von Raum und Zeit« im Brennpunkt ihrer Einsprüche stand, versteht sich von selbst.

In der Tat scheinen Bolins unermüdliche Appelle dahingehend gewirkt zu haben, dass Feuerbach begann, die Sache zu erwägen. Vor allem Schopenhauers Schriften *Die beiden Grundprobleme der Ethik* und *Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*, die Bolin ihm zukommen liess, regten Feuerbach zu einer gründlichen Auseinandersetzung damit an. Im speziellen hielt er das Problem der Willensfreiheit für den »Knoten, an dem sich Kant und nachher Schopenhauer mit einem salto mortale in die intellektuelle oder vielmehr Traumwelt losgemacht haben« (Brief an Duboc, 10.7.1862) — und dessen Lösung ihn in Beschlag nahm.

Das Resultat dieser Untersuchungen konnte Feuerbach am 4.2.1864 präsentieren: Er habe nun »endlich das Kapitel oder das Thema zu Papier gebracht, wozu hauptsächlich Sie mich veranlasst haben, noch in Bruckberg seligen Andenkens. Nämlich: ist der Raum, ist die Welt selbst nur etwas Ideelles, Subjektives, wie Kant, Fichte und Schopenhauer behaupten? — Meine Beantwortung dieser Frage steht übrigens dem Umfang nach in grossem Missverhältnis zu dem Aufwand an Zeit und Studium, das sie mich gekostet hat. (. . .) Warum? Weil ich bei dem Standpunkt, von dem ich ausgehe, dem der Unzertrennlichkeit von *Ich* und *Alter Ego*, das nur durch die Sinne gegeben ist (. . .) mir diese Frage als eine Frage des Unsinn, ja Wahnsinns erschien und erscheint.«

»Sie können sich denken«, antwortete Bolin am 27.3.1864, »wie lieb es mir war zu ersehen, dass mein bescheidenes Denken auf Ihre Tätigkeit irgend eingewirkt hatte.«

Das Jahr 1864 brachte die enge Wechselwirkung in der Zusammenarbeit zwischen Feuerbach und Bolin auf einen Höhepunkt. Bolin begann sich ja nun eilig auf eine universitäre Laufbahn vorzubereiten, und zum Erwerb der Professur musste er erst noch eine Habilitationsschrift verteidigen. Es stellte sich heraus, dass er der einzige Bewerber war.

Abermals sah Bolin sich gezwungen, mit verdeckten Karten zu spielen und seine heimliche Liebe zu Feuerbach zu verbergen. Er schloss im Januar 1864 sein Werk über die Familie ab und begann nun die Beziehung zwischen Leibniz und Kant zu untersuchen. Seinem Freund C.G. Estlander berichtete er am 22.4.1864, er beabsichtige diesmal aufgrund der kurzen Zeit die erste Version seiner Arbeit auf Deutsch zu verfassen: »Danach beabsichtige ich dann zu Freund Feuerbach nach Nürnberg zu eilen. Sein sachverständiger Blick mag ausreichen festzustellen, darf die Arbeit das Tageslicht erblicken und darf sie zur Erreichung meines nächstliegenden Zieles in einer zweiten Version eine schwedische Gestalt bekommen.«

Bolin war tatsächlich auch auf eine negative Stellungnahme und damit auf ein Aufgeben seines Vorhabens vorbereitet. Am 18.7.1864 berichtete er Estlander, er schreibe gerade seine Arbeit ins Reine »für die gutgemeinten Ratschläge meines teuren Freundes und Meisters Feuerbach.« »Alles hängt davon ab, zu welchem Ergebnis die Besprechung des Werkes führt. (. . .) Ich setze alles auf die geschickte Hand, die mir versprochen hat, mir bereitwillig zu helfen, Klarheit über mich selbst zu gewinnen.«

Bolin traf Feuerbach im August. Am 28.1.1865 berichtete er Estlander, dass der »freundliche alte Herr« ihm eine positive Stellungnahme zu seiner Arbeit gegeben und zugleich deren »schlimmste Versehen durch längere oder kürzere Randbemerkungen« bezeichnet habe.

Auf Grund der Kritik, auf die Bolin mit seiner Arbeit in Helsinki aber gestossen war, zog er seine Bewerbung um die Professur zurück und begnügte sich zu diesem Zeitpunkt mit einer Dozentur. In seinem Brief an Estlander vom 28.1.1865 gestand Bolin zu, er habe wegen der äusserst knappen Zeit die Beziehungen seiner Arbeit zur neueren Philosophie nur sehr unzureichend behandeln können und kritisierte ferner, das Problem sei nicht hinreichend präzisiert worden. Bolin berichtete, er wolle nun die finnische Staatsbürgerschaft beantragen und seine gesamte Zeit darauf verwenden, eine neue, bessere Arbeit anzufertigen, um seine Bewerbung auf die Professur erneuern zu können.

Über das neue Thema für die Professur schrieb Bolin am 30.12.1864 an Feuerbach folgendermassen: »Mich gelüstet es, die Willensfreiheit in Untersuchung zu ziehen. (. . .) Soviel mir bekannt — Ihre eigenen Aufzeichnungen über diesen Punkt sind mir, wie Sie ja wissen, noch verborgen — ist bisher keine befriedigende Lösung gegeben, weil sie auf dem Standpunkt des isolierten Subjekts nie zu finden ist.« Ferner vermutete er: »Ich kann Ihre exakte, faktisch-genetische Methode dabei einhalten, ohne meine anti-theologische und anti-systembauende Richtung blosszulegen.«

Feuerbach liess es an Rat dazu nicht fehlen. Am 21.1.1865 schrieb er seinem Schüler: »... so ist das Beste für Sie, dass Sie historisch den Gegenstand anpacken, etwa gleich bei Leibniz, bei welchem Sie sich ja eben befinden, als dem Gegner des Hobbes'schen Notwendigkeitsprinzips, dann weiter herab bis auf die neuere Zeit beide Gegensätze fortführen und einander in klaren bestimmten Sätzen gegenüberstellen, endlich am Schlusse die kritische — deswegen nicht charakterlose und armselige — Vermittlung treffen. Doch folgen Sie

Ihren eigenen Eingebungen! Am Ende folgt doch Jeder seinem eigenen Kopf.«

Estlander berichtete Bolin am 12.3.1865: »Meine Wahl ist auf eine Untersuchung der Willensfreiheit gefallen. Das Problem ist ein schwieriges, aber es interessiert mich ungeheuer und ausserdem habe ich es schon lange erwogen. Das Ziel der Arbeit ist es natürlich, dasjenige Ergebnis zu erzielen, das bisher unerreichbar war, weil man sich ausschliesslich an die Methode hielt, die vom isolierten Subjekt ausgeht . . .« Gleichzeitig betonte Bolin auch, dass ihn die Beziehung Kants zu seinen Vorgängern weiterhin beschäftige: »Wenngleich meine jetzt veröffentlichte Untersuchung die Frage nicht ausgeschöpft hat, so meine ich doch zu Ergebnissen gelangt zu sein, die allgemeinere Aufmerksamkeit verdienen. Deshalb habe ich beschlossen, dass ich, sobald ich Gelegenheit dazu finde, meine hierher gehörenden Untersuchungen auf Deutsch veröffentliche.«

In den während seiner letzten Lebensjahre entstandenen Erinnerungen fasste Bolin diese seine Untersuchungen unter dem Titel *Kant und das Grundproblem der Philosophie* zusammen. »Ich hätte diese während des Frühjahrssemesters behandeln können, als ich die Ernennung zum Dozenten erhielt . . .«, schrieb er. Erhaltene Tagebucheintragungen von Bolin zeigen, dass ein solcher Plan tatsächlich bestand, und Bolin auch schon Vorstudien begonnen hatte. Das Thema beschäftigte ihn fortgesetzt ab Ende 1864. In seinen Briefen an Feuerbach berichtet er jedoch davon nichts.

Es führte über den Rahmen dieser Skizze hinaus, detaillierter auf Bolins Auseinandersetzung mit dem Problem des Willens und die Rolle Feuerbachs dabei einzugehen. Auch hatte Bolin in diesem Zusammenhang wohl Kuno Fischer konsultiert, den er im Jahre 1864 besucht hatte, um – dies wohl eher als vordergründiges Motiv – »dessen Kunst der Vorlesung kennenzulernen«, wie er an (den leicht eifersüchtigen?) Feuerbach schreibt. Denn Bolin schätzte Kuno Fischers philosophiegeschichtliche Untersuchungen, zumal sie ihm hinsichtlich der geplanten Arbeit relevant und hilfreich zu sein schienen.

Bolins Beziehung zu Feuerbach kühlte allerdings über diesem Thema zwischendurch ab, weil dieser Fischers wie Bolins Ansatz der Problemstellung ablehnte. Feuerbach hielt nichts, wie aus einem scharfen Brief an Bolin vom 5.5.1865 hervorgeht, von einer Regeneration der Philosophie, die nicht zugleich »von einer Regeneration der Menschheit, der Religion, des sozialen Lebens ausgeht, was ich überhaupt von einer partikularistischen Fachphilosophie, welche die brennenden Fragen der Gegenwart umgeht und sich nur mit Dingen beschäftigt, die für Niemand als für einen Professor der Philosophie Interesse haben.«

Bolin, der Feuerbachs Kritik offensichtlich ernst nahm und sich selbst einmal als einen Menschen charakterisierte, der nicht ohne Ermutigung leben könnte, liess nun tatsächlich zunächst von diesem Thema ab und hatte überdies alle Hände voll zu tun, sich auf seine Vorlesung über *Die Entwicklung der politischen Ideen in Europa vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart* vorzubereiten. Er fand diese Vorlesungen nicht ohne Genugtuung und Gewinn – und sporadisch und am Rande tauchte ja auch da zuweilen, wie in der im darauffolgenden Studienjahr gegebenen Vorlesung über Psychologie, das alte Problem seiner Habilitation auf.

Zu guter Letzt blieben die Versuche an Kant und am Grundproblem der Philosophie nur Parenthese. Bolin hatte sich zum Thema seiner Habilitation eine Behandlung des Problems der Willensfreiheit gewählt und dabei blieb es auch. Und auch Feuerbach kam bald wieder

ins Spiel.

Noch einmal besucht Bolin, im Jahre 1867, Fischer in Jena und trifft sich anschliessend bei Konrad Deubler in Bad Goisern mit Feuerbach. Es scheint, als sei dort zwischen Bolin und Feuerbach die Idee eines gemeinsamen Arbeitsplans besprochen worden, denn im Brief vom 29.8.1867 erinnerte Bolin Feuerbach »abermals an die mir gegebene Zusage (. . .), einen Plan für die zwischen uns verabredete Bearbeitung zu skizzieren.« Er betonte, die Schrift werde dann »weit sicherer aus einem Guss ausfallen, als es sonst statthaben könnte, wenn die Anordnung von meiner Hand ausginge.« Beide waren an der Frage der Willensfreiheit interessiert, aber wahrscheinlicher ist, dass das geplante Thema eher einem Brief Feuerbachs an Bolin vom 1.7.1867, also vor ihrer Begegnung, zu entnehmen ist: »... lernend altere ich, — diesen Winter dazu, endlich einmal über mich selbst, mein Leben und Schreiben, zu schreiben, um den Leuten die Augen zu öffnen; denn das Gebiet, das ich eigentlich schon seit 30 Jahren bearbeite, ist ihnen immer noch eine *terra incognita*.« Möglicherweise entstand in Goisern der Plan, dass Bolin in Zusammenarbeit mit Feuerbach eine Darstellung von dessem Leben und Werk erstellen sollte, aber nähere Angaben scheinen über die Sache nicht vorzuliegen und Feuerbach ist auch nicht mehr darauf zurückgekommen. Teile von Feuerbachs *Selbstcharakteristik* fanden sich später in seinem schriftlichen Nachlass und Bolin benutzte diese, als er fast ein Vierteljahrhundert später Feuerbachs Biographie *Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen* veröffentlichte.

Bolin verteidigte im Herbst 1868 seine schwedischsprachige Habilitation *Untersuchung über die Lehre von der Willensfreiheit, mit besonderer Berücksichtigung der Kantischen Behandlung des Problems*. Es ging darin um eine Verteidigung des Determinismus, vor allem gegen Kant, aber auch gegen zahlreiche andere Kritiker, sowie um die Entwicklung eines eigenen Standpunktes im Anschluss an Spinoza, dessen Stellung zu diesem Problem in Bolins Abhandlung einen breiten Raum einnimmt. Man muss die spätere Monographie Bolins zu Spinoza also auch als einen Absenker seines Habilitationsversuches lesen.

Über das Ergebnis dieser Arbeit berichtet Bolin in einem Brief an Feuerbach vom 19.3.1868: »Ich habe meine Darstellung mit meinem besten Herzblut geschrieben, und wenn es mir gelungen ist, hier mich glücklicher zurechtzufinden als die gewöhnlichen Anwälte der Freiheit, so habe ich das vor allem der Rüstung und Grundlage des Denkverfahrens zu danken, die ich durch Ihre Winke erlangt.« Im Brief vom 17.9.1868 heisst es: »Ihre jüngst erschienene Abhandlung über die Freiheit ist mir ein wahrer Leitstern gewesen.«

Tatsächlich kann man jedoch Bolins Untersuchung, von ihrer Grundausrichtung abgesehen, als eine von Feuerbach unabhängige Arbeit auffassen. Bolins gesellschaftlich-historische Perspektive im Zusammenhang mit seiner Deutung der Willensfreiheit stammte nicht von Feuerbach. Die Kritik an Spinozas Naturalismus lässt sich durchaus auch als Kritik an Feuerbach lesen. Gemeinsam ist ihnen hingegen, dass beide, Bolin wie Feuerbach davon ausgingen, dass der Materialismus in der Frage nach der Willensfreiheit den Determinismus voraussetze. In seiner Verteidigung des Determinismus gegen Kant und andere folgt Bolin dem von Feuerbach aufgezeigten Weg. Bolins Argumentation war jedoch bedeutend geschickter als Feuerbachs Alterswerk. Gemeinsam war ihnen hingegen wiederum, dass beide die »gottähnliche Willkür« des Willens als einen Rest Theologie in

der idealistischen Philosophie deuteten, wenngleich Bolin dies in seiner Untersuchung ebensowenig erwähnte wie seine Beziehung zu Feuerbach. Die Kritik am Egoismus hängt zweifelsohne mit Feuerbachs Versuch zusammen, die Ethik auf der Ich-Du-Beziehung aufzubauen und vom Primat des Du auszugehen; Bolin formuliert seinen Standpunkt aber nicht in Feuerbachs Terminologie.

Sein Programm einer Kritik des isolierten Subjekts hat Bolin ausser in der Behandlung der Willensfreiheit nicht wieder systematisch verwirklicht. Der Plan, die Arbeit zu *Leibniz als Vorgänger Kants* fortzusetzen, zu erweitern und als eine Arbeit über Kant und das Grundproblem der neueren Philosophie ins Deutsche zu übersetzen, geriet in Vergessenheit.

Die Habilitation zur Willensfreiheit rief an der Universität Helsinki sowohl Zustimmung als auch Widerstand hervor. Am Ende einer langen und hitzigen Debatte stand ein Ergebnis, das Bolin Feuerbach am 22.3.1869 so darstellte: »Die Professur, um die ich mich hier beworben, ist mir entgangen. (...) Der Posten ist einem hegelischen Wiederkäufer reinsten Wassers zuerkannt worden.« Als sich die Gelegenheit bot, übernahm Bolin einige Jahre später die Stellung des Direktors der Universitätsbibliothek in Helsinki.

Europas Staatsleben

Mit der Besetzung der Snellmanschen und einzigen philosophischen Professur in Finnland durch Thiodolf Rein im Jahre 1869 war also Bolins Traum einer philosophischen Karriere ausgeträumt. Der Abbruch seiner Beschäftigung mit der Philosophie nach seinem akademischen Debakel folgt allerdings nicht so abrupt, wie er es in seiner tiefen Depression darüber Feuerbach gegenüber beschrieben hatte.

Zunächst nimmt ihn für einige Zeit noch die Nachbereitung seiner erfolgreichen philosophiehistorisch-staatspolitischen Vorlesungen voll in Anspruch. Die Arbeit erschien in zwei Teilen, 1870 und 1871. Bolin hatte aber bereits im Jahre 1868 damit begonnen, einzelne Teile davon in selbständigen Heften zu veröffentlichen.

Das Thema dieser Vorlesungen war kein zufälliges. Die Einberufung der Landtage nach der langen Staatsnacht verlangte vom Inhaber des Lehrstuhls von Snellman nach einer Vertiefung in die Staatslehre. Wie Bolin Feuerbach zu verstehen gab, hatte seine Untersuchung die Darlegung der Rechte und faktischen Fortschritte der Demokratie im Auge. Sie sollte den »Nachweis erbringen, dass die Tatsachen dem philosophischen Denken vorangehen und daher diese so gestalten und beeinflussen, wie etwa klimatische oder humische Verhältnisse die entsprechende Vegetation.« (April 1870) Historische und philosophische Forschung waren dabei in einen engen Zusammenhang gebracht worden.

Den methodologischen Zugang zum jeweiligen Geist der Epoche begründet Bolin geradezu hermeneutisch. Es gälte demnach, wie er dies dann am Beispiel Machiavellis ausführlich vorexerziert, einen Denker bzw. eine Epoche erst aus ihrer eigenen Leitthematik heraus zu erfassen. Um das je eigene Denken eines Zeitalters adäquat zu erfassen, strebte Bolin danach, erst von den jeweils für einen Denker bzw. eine gesamte Epoche charakteristischen »intellektuellen Leitvorstellungen« auszugehen. Dies sollte aber kritische Bewer-

tungsgrundlagen nicht ausschliessen; der »vernünftige Leser« würde die später zu erreichende richtige Ansicht von der Sache schon einbringen.

Zentrale Anreger und Diskussionspartner für Bolin waren Gervinus und Thomas Buckle. Mit Gervinus teilt er die Überzeugung vom völlig »gesetzmässigen Gang« der geschichtlichen Entwicklung, wie sie — seit dem 16. Jahrhundert — nicht zuletzt aus der kulturellen Einheitlichkeit Europas abzulesen wäre. Überall sei hinter der vordergründig nationalen politischen Geschichte deren generalisierbare »weltbürgerliche Absicht« zu erkennen. »Ebenso wie die Reformation, wiewgleich sie vor allem darin besteht, dass Deutschland sich von der geistigen Macht Roms ablöst, deshalb eine allgemeinmenschliche Tat war, weil sie zu einer direkten oder indirekten Umwälzung der religiösen Bedingungen führte, welche den gesamten europäischen Kulturkreis betraf, ebenso ist auch *die englische Revolution* nicht eine Sache, die bloss die Insel der Britten betrifft, sondern ein Ereignis, *welches das Fortschreiten unseres ganzen Geschlechts betrifft.*«⁷⁰

Thomas Macaulays Wort vom grossen Kampf »fought for no single generation, for no single land« steht denn auch sinnfälligerweise als Bolins Motto über dem 2. Band seines Werkes.

Nach Ansicht Bolins zeige der historische Prozess der Entwicklung des neuzeitlichen Staatsdenkens »zwei Phasen einer und derselben Entwicklung«. ⁷¹ Die erste Hauptepoche — dargestellt im 1. Teil von Bolins Untersuchung — reicht von Niccolo Machiavelli bis Baruch Spinoza und sie bedeute eine Betrachtung des politischen Lebens »aus dem Standpunkt der Gewalt und Macht«. ⁷² Dementsprechend widmete Bolin darin Machiavelli als dem herausragenden Denker dieser Epoche seine besondere Aufmerksamkeit.

Der Machiavelli Bolins war kein Lehrer der Fürsten, sondern ihr Schüler, kein normativer Denker, sondern ein wissenschaftlicher Analytiker — der als solcher auch den Grundstein der neuzeitlichen Staatswissenschaft legte. Machiavelli suchte angesichts des Unglücks ob der Kleinstaatlichkeit Italiens und der Zersplitterung seiner Macht die Bedingungen, durch die in anderen Ländern Schwäche und Spaltung überwunden worden waren und durch deren Befolgung in Italien dasselbe zu erreichen wäre. In diesem Sinne formulierte Machiavelli die Überzeugungen seines Zeitalters, nicht seine persönlichen Ansichten.

Doch sieht Bolin in Machiavelli nicht nur den Interpreten seiner Zeit, sondern kommt in seiner Analyse des Machiavellismus zu prinzipiellen Überlegungen. Was Machiavelli nach Bolin über die eigene Erfahrung und die Erfahrung seiner Zeit hinaus schon mit der »modernen Bildung« verbinde, sei »das Naturalistische« in seiner Lebens- und Weltanschauung. Wie Thomas Hobbes und Spinoza hätte Machiavelli die Natur für das Fundament des Staatsgebäudes erkannt und damit die Entwicklung eines politischen Denkens eingeleitet, das sich in Baruch Spinoza — als dem überragenden Schlussstein dieser Epoche — vervollkommnete.

Ausgangspunkt war für Machiavelli die grundsätzliche Schwäche und Schlechtigkeit der Menschen. Die Menschen täten nur dann Gutes, wenn sie dazu gezwungen würden. Die Gesetze seien hierbei ihre Stütze, als die Führer zum Guten, als Erzieher der Völker. Aber die Gesetze seien nur dann wirksam und schaffen gesellschaftliche Ordnung, wenn sie durch Strafen und andere Sanktionen sachgemäss aufrechterhalten werden. Was die Machtausübung dieser Führer zum Guten bzw. des Staates demnach rechtfertige, wo immer sich ihr ein Streben nach freierer Bildung entgegenstemmte, sei »die Furcht vor der allgemeinen

*Brutalität, der grenzenlosen Willkür.*⁷³

Wenn also nun einzelne herausragende Individuen im Sinne des Staates und der Gesellschaft ihre Macht ausübten, so war ihre Tätigkeit für Machiavelli Chirurgie, nicht Tortur. Die Handlung dieser Kulturhelden zielt auf die Rettung des Staates vom Verfall, auf die totale und allumfassende Reform, zu welcher gewöhnliche Mittel nicht ausreichen. Der bewaffnete Reformator, der »die Gesamtheit retten, sie mit Gesetzen ausstatten und ihre Rückkehr zu Frieden und Ordnung überwachen« sollte, vertrat somit den Staat in seiner Gesamtheit.⁷⁴

Genau hier aber setzt Bolin dann in seiner immanenten Kritik zum zentralen Gegenargument an, das zugleich als Überleitung in die zweite Epoche der politischen Entwicklung des neuzeitlichen Europas gesehen werden kann. Auch bei Machiavelli bedarf es ja zahlreicher am Staatsleben interessierter Individuen, um sicherzustellen, was ein politisches Genie geschaffen hat. Derart wären seine Sympathien letztlich doch wenigstens republikanisch unterfangen, wenn nach Machiavelli »selbständige Tätigkeit« auch nur wenigen Auserwählten zukomme.

Bolin geht in seiner Interpretation aber noch weiter. »Das allgemeine Wohlergehen, so wie es die Grundlage der staatlichen Ordnung und daher der Gegenstand der Aufmerksamkeit des gesetzgebenden Genies oder Gesellschaftsreformators sein muss, verlangt notwendig, dass es durch ein lebendiges *Bewusstsein* der *eigentlichen Interessenten* selbst aufrechterhalten werden muss. . . . Damit das Leben zur Verteidigung des Landes riskiert wird, muss es etwas geben, um dessentwillen man kämpft: falls die Macht des Staates eine verlässliche Waffenmacht verlangt, so ist nur der Staat von Grund auf stark und solide, der diese allgemeinen Interessen am besten befördert und aufrechterhält«, und zwar Interessen, »welche die Interessenten selbst tragen«.⁷⁵ Und somit kann Bolin folgern: »Daher muss natürlich das Staatliche und was ihm zugehört für eine *allgemeinere menschliche Eigenschaft* gehalten werden, die der Menge ebenso selbstverständlich zugehört wie die richtige Einsicht in das, was die staatliche Existenz verlangt, den von Machiavelli vor allem beachteten, führenden Persönlichkeiten zukommt.«⁷⁶

Bolin verweist in diesem Zusammenhang auf seine Dissertation zur Willensfreiheit. Tatsächlich war seine Kritik an Machiavelli eine Variante derselben Kritik, die er früher gegen Spinoza gerichtet hatte.

Im zweiten Teil seines Werkes begründet Bolin dann die welthistorische Bedeutung und Vorbildhaftigkeit der Englischen Revolution. Auch diese sah Bolin längst vorbereitet in den Lehren von der Volkssouveränität, deren Wurzeln wiederum in die Zeit Machiavellis zurückreichen würden. Der Standpunkt der Gewalt und Macht schloss ja das Element, bzw. die Mitwirkung des Volkes nicht aus. Die Lehre von der Volkssouveränität bestimmte vielmehr den Standpunkt nur anders und wäre eine Art »umgekehrter Machiavellismus«: sie sehe in der Gewalt und Macht eine Garantie gegen den Machtmissbrauch des Fürsten, ja suche selbst den Fürstenmord durch das Volk zu rechtfertigen.

Bolin sah nun, dass in der politischen Theorie seit Machiavelli und der Reformation »das Element des Volkes«, bzw. nach den Worten des Briefes an Feuerbach vom April 1870: »die Rechte der Demokratie« gewachsen waren. In der Lehre von der Volkssouveränität war das Volk nicht länger die abhängige Masse. Der Herrscher erhalte dieser Lehre zufolge die Macht vom Volk und habe daher Macht nur durch das Gesetz, nicht umge-

kehrt. Das Volk sei mächtiger als das Gesetz und der Herrscher, weshalb letzterer dem Volk als dem Souverän gegenüber verantwortlich sei.

Verglichen mit dem »primitiven Staatsbegriff« im Sinne einer Gleichsetzung von Staat und Regierung, argumentierte Bolin, war die Lehre von der Volkssouveränität ein Fortschritt. Doch sah er auch ihre Gefahren. Wenn unbeschränkter Machiavellismus zum Absolutismus führe, so drohe unbeschränkte Volkssouveränität in Anarchie umzuschlagen. Es wäre daher darauf angekommen, einen Ausgleich zwischen beiden Rechtsprinzipien zu finden. Diese ersten Ansätze zu einer richtigen Formulierung des Staatsbegriffes nun glaubte Bolin bei Michel de l'Hôpital, Etienne Pasquier und anderen Gleichgesinnten zu finden. Die Objekte der Macht müssten frei und dürften nicht unterdrückt sein — gemeinsame Unterhandlungen förderten somit am besten diejenige Gerechtigkeit, für die die Fürstenmacht eingerichtet worden war. Auch Jean Bodins Überlegungen kreisten um diese Vermittlung von reinem und umgekehrtem Machiavellismus, wenn freilich die Bedeutung des Volkselements bei ihm bloss konsultativ geblieben sei. Doch hätte Bodin dafür die Lösung auch in einer anderen Richtung gesucht. Sein Ideal war der Souverän, welcher sich über die streitenden Parteien erhebt. Diese Perspektive der Gemeinsamkeit erlaube es, sowohl Herrscher als auch Beherrschte als Teile der Gesamtheit zu betrachten — als gebunden an die allgemeine Ordnung, welche sich in der Gesetzgebung ausdrücke und das allgemeine Leben und seine Interessen betreffe.

Der Gedanke der staatlichen Bedeutung des Volkes habe sich unter anderem bei Hugo Grotius fortentwickelt — ja, selbst Hobbes hätte sich ihm nicht ganz verschliessen können. Aber auch bei Spinoza sah Bolin Ansätze, die zur Volkssouveränität hinführten wie zu Menschen, welche die unwidersprechlichen Forderungen der Vernunft befolgen würden.

Den eigentlichen Durchbruch und epochalen Einschnitt des neuen Staatsdenkens jedoch sah Bolin in den Schriften von John Milton, Algernon Sidney und John Locke. Bei allen dreien, betont Bolin, bleibe das Volk im Besitz der höchsten staatlichen Macht. Von ihnen geht eine weitere Hauptphase der politischen Entwicklung Europas aus, die bis hin zu Humboldt und der neueren Geschichte der politischen Theorie reiche und die ihrerseits die Untersuchung des politischen Lebens »aus dem Standpunkt des Rechts und der Freiheit« im Auge hätte.⁷⁷

Bolin betrachtete Milton als den ersten, der die Meinung vertrat, die Souveränität gehöre dem Staat in seiner Gesamtheit, und der das Recht der Mitglieder der Gesellschaft auf freie Selbstbestimmung als ein unveräusserliches Recht ansah. Nach Milton existiere die Regierung stets um des Volkes willen. Sie erhalte ihre Macht vom Volk, dessen Macht höher steht. Nicht die Herrscher machen die Gesetze, sie sorgen lediglich dafür, dass diese eingehalten würden. Die Gesetze seien die höchste Macht auf Erden und sie definieren auch die Grenzen des Fürsten. Ein vernünftiger Kroneid verpflichte den König, sich an die vom Volk akzeptierten Gesetze zu halten.

Sidney wiederum hielt das Volk zwar nicht für allein bestimmend, aber er war auch nicht einer, der Aufstände anzetteln wollte oder der die Regierung für eine feindliche Macht ansah. Regierende wie Regierte hätten die gleiche Treue zum Gesetz zu zeigen. Ebenso wäre auch für Locke die Regierung nur eine vom Gesetz bestimmte Macht. Die höchste Macht aber verbleibe dem Volke selbst. Was Locke allerdings von Milton und Sidney unterscheide, sei, dass bei ihm der Herrscher selbständig auf die staatlichen Dinge einwir-

ken dürfe.

Gewissermassen mit den Engländern zusammen hingen nach Bolin Montesquieu und Rousseau; der erstgenannte im empirischen, letzterer im prinzipiellen Sinne. Rousseau sei gerade deshalb zum »bedeutendsten Apostel« der Französischen Revolution geworden, weil er sich der staatlichen Bedeutung des Volkes bewusst gewesen sei. Mit dem Gang der Französischen Revolution verbunden waren dann aber auch die Deutschen, vor allem Immanuel Kant und J.G. Fichte: »Kants Lehren, welche sowohl von Montesquieu als auch von Rousseau Einflüsse erhalten haben, gehören derjenigen Phase der Revolution an, die dem Zusammenbruch der Königsmacht vorausgeht; die Theoreme seines Schülers Fichte wurden im Hinblick auf die Katastrophe in ihrer Gesamtheit formuliert.«⁷⁸

Der unentscheidbare Konflikt von König und Volk spiegele sich im Widerspruch von Kants freiheitlichen Prinzipien und ihren praktischen Folgerungen wider. Die Rückständigkeit der politischen Verhältnisse habe bei Kant und Fichte zu verschiedenen starken Betonungen der Position der Regierung auf Kosten des Volkes geführt — späte Wiederhalle des Machiavellismus. So kritisierte Fichte Kant deshalb, weil bei ihm die Verantwortlichkeit der Regierung illusorisch bleibe. Andererseits gestanden sowohl Kant wie Fichte dem Volk die Rolle eines Staatssubjekts zu; eben dies rechtfertige es, sie auf die Seite von Gerechtigkeit und Freiheit zu stellen.

Auch die Romantik und die politische Reaktion nahmen etwas von den neuen, revolutionären Gedanken auf. Sie richteten sich nicht eigentlich gegen den Gedanken einer rechtlichen Gemeinschaft, sondern konnten »nur die notwendigen Garantien gegen die Machthabenden *nicht zugestehen, wenn diese Garantien nicht selbst traditioneller Natur sind.*«⁷⁹ Auch diese Richtung sei von England ausgegangen, nämlich von Edmund Burke. In der politischen Praxis gipfelte diese Richtung in Napoleon, in der Theorie bei K.L. von Haller.

Dagegen habe G.W.F. Hegel die politischen Ansichten der Romantik nicht geteilt. Er trat diesen vielmehr als Vorkämpfer der Vernunft entgegen. Bolin sah Hegel im Zusammenhang der Reformperiode Preussens und deren Versprechungen, und daher im Zusammenhang von Recht und Freiheit. Reaktionär sei bei Hegel jedoch die Bedeutung, welcher jener dem Fürsten im Staat gebe: »Sicherlich will Hegel entgegen der romantischen Politik die allgemeine und gemeinsame Natur des Staates aufrechterhalten, welche seine Vorgänger, insbesondere Haller, in Zweifel zogen. Aber wenngleich Hegel glaubte, der Staat hinge vom Bewusstsein des Volkes ab, so dass dieser seine Wirklichkeit im Geist und in der Bildung des Volkes habe, so liess er dennoch 'die ganze Persönlichkeit des Staates ihre volle Wahrheit und Existenz erhalten' in der Person des mit absoluter Selbstbestimmung ausgestatteten Monarchen.«⁸⁰

Die Französische Revolution habe also das Bewusstsein der selbständigen Bedeutung des Volkes im Staat unwiderruflich gemacht. Hierin läge auch ihre wichtigste Bedeutung für die Zeit Bolins. Als hervorragendsten Vertreter der politischen Theorie der Neuzeit aber feierte Bolin Wilhelm von Humboldt, dessen politisch-schriftstellerische Arbeit unter dem direkten Eindruck der Französischen Revolution begonnen habe.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Bolin der Jugendschrift von Humboldts, *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. Sie musste wegen der Zensur zunächst unveröffentlicht bleiben und erschien erst 1851. Von Humboldt wie

sein Anhänger Bolin bekannten sich demnach — gegen den Vormundstaat — zur Verteidigung der Vielfalt und Selbständigkeit der Kräfte. Zugleich stellte Bolin fest, dass von Humboldt den Staat sich nicht als »Gemeinschaftsleben« dachte; der Staat hatte ihm also keine positive Bedeutung für die Individuen. In seinen späteren Arbeiten habe von Humboldt jedoch diesen Mangel seines früheren Staatsbegriffs korrigiert.

Auch Humboldts *Denkschrift über Preussens ständische Verfassung* vom Jahre 1819 erhielt in Bolins Untersuchung viel Beachtung. Bolin verwies zwar nicht ein einziges Mal auf die Verhältnisse in Finnland-Russland, aber im Rahmen seiner Kommentierung der Ideen von Humboldts konnte er leicht feststellen, dass eine freie Verfassung die fürstliche Alleinherrschaft »gesund« begrenzt. Die Verantwortlichkeit der Minister, die Abhängigkeit des Herrschers von der Zustimmung des Volkes und andere entsprechende Prinzipien von Humboldts liessen sich bündig auf Bolins heimatliche Verhältnisse anwenden — und zwar in kritischem Sinne. »Humboldt hatte erkannt und versucht klarzumachen, dass *nur ein radikaler Bruch mit dem Absolutismus der wirkliche Segen des Volkes sein kann*«, erklärte Bolin.⁸¹ Das selbständige Handeln des Volkes in staatlichen Angelegenheiten, welches von Humboldt verteidigt hatte, galt Bolin als Kern der politischen Überzeugung der Gegenwart.

In seinem Schlusskapitel untersuchte Bolin dann John Stuart Mill, Edouard Laboulay und Herbert Spencer. Er sah in dieser späteren Entwicklung eine Fortsetzung der Gedanken von Humboldts und Parallelen zu diesen. Und so kam er zu dem Schluss, dass die fortschrittlichsten politischen Gedanken seiner Zeit im wesentlichen mit denjenigen von Humboldts übereinstimmten.

»Frone« und Neigungen

Bolin hatte die Arbeit an seinem staatspolitischen Werk kaum abgeschlossen, stellte sich zu all seinem Unglück mit der ihm entgangenen Professur bald auch noch der Unstern über seiner Lebensbahn ein, dass er nun auch noch seinen so intensiven Gesprächspartner der 60er Jahre verlieren sollte. Mit Feuerbachs Tod aber versiegte die Quelle seiner philosophischen Inspiration für nahezu eineinhalb Jahrzehnte und andere, vielfältige kulturelle Tätigkeiten und alte Leidenschaften, soweit diese ihm seine Arbeit als Bibliothekar überhaupt noch erlaubten, füllten ihn aus.

Bolins letzter Brief an Feuerbach ist datiert: »15.5.1871«. Feuerbachs Kräfte reichten nicht mehr aus, auf diesen Brief und dem ihm vorausgegangenem zu antworten; letzterer wurde von ihm in einem an Konrad Deubler adressierten Brief vom 26.3.1871 — es war zugleich der letzte aus Feuerbachs Feder stammende Brief — erwähnt. Bis zuletzt wirkt Feuerbach in seinen Briefen lebhaft. Noch Anfang Juni 1870 machte er Bolin auf die amerikanische Frauenbewegung und deren berechnete Forderungen aufmerksam. Zu einem weiteren Besuch Bolins gegen Ende von Feuerbachs Leben kam es nicht mehr. Bolin wollte nicht nach Deutschland reisen, wo es ihm — wie er in seinem Brief vom 15.5.1871 es ausdrückte — »noch gar zu sehr nach Blut und Verwesung riechen mochte.«

Diese Resignation und Zäsur seines Lebens spiegelt sich denn auch deutlich im Knick

seiner eigentlich philosophischen Produktion wider. Bolins Lebensbaum gabelt sich und es ist nun, wo seinem philosophischen Ast gleichsam der Saft entzogen war, vor allem die literarische Ader, die sich regt und »den Theatermann in ihm« (Jodl) ans Licht bringt.

Als Redakteur von *Finsk Tidskrift*, für die er selbst unzählige Rezensionen und Literaturkritiken beisteuerte, als Übersetzer – und nicht zuletzt als Dramaturg für das Schwedische Theater in Helsingfors (und Stockholm) war er auch in seiner Freizeit mit Arbeit mehr als ausgefüllt genug. Es ist die Doppelexistenz eines Zerrissenen nun, die sich vor unseren Augen entfaltet und für immer zu seiner Lebensform wird. Der Tag gilt der zutiefst als »Frone« empfundenen Arbeit an der Universitätsbibliothek, Abend und Freizeit aber seinen eigentlichen Neigungen, der Literatur. Sein Standbein in der Universitätsbibliothek Helsinki, als deren Direktor er sich mannigfaltige gesellschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen aufbauen konnte und all die ihm wichtige Literatur, von der seine Fachkollegen nur träumen konnten, kostenlos und im eigenen Hause zu erster Hand hatte, suchte er sein Spielbein nun vorsichtig tastend nach Europa und speziell Deutschland auszustrecken und wusste sich auch seine langen Sommerferien stets so zu gestalten, dass er in dieser seiner eigentlichen geistigen Heimat hin und wieder »auftanken« konnte.

Es führte vom Kernanliegen unserer Betrachtung hier ab wie über den gegenwärtigen Stand der Bolin-Forschung weit hinaus, all dies im einzelnen zu würdigen, doch kann hier soviel behauptet werden, dass Bolin in der Geschichte der schwedisch-finnischen Literaturwissenschaft eine lange nicht immer hinreichend verstandene und gewürdigte Stellung einnimmt. Ein hervorstechendes Indiz seiner Vertiefung in diese Fragen bieten seine Studien im *Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft*. Er hat eine Sammlung dieser Studien und Vorträge dann auch in mehreren Heften (1888 – 1895) auf Schwedisch veröffentlicht.

Aber es bleibt nicht bei Shakespeare allein. Beschlagen nicht nur in der deutschen und schwedischen Literatur, belegt das weitverzweigte Koordinatennetz seiner Rezensionen, dass der polyglotte Bibliothekar in der europäischen Literatur insgesamt zuhause war. Wie die stattliche Liste seiner Besprechungen zeigt, nahm seine Feder da schier alles auf den Spiess, was nach Bedeutung und hochkarätiger Klassik roch: die Engländer: Shakespeare voran, Byron, Thackeray – wie die Russen: Puschkin, Dostojewskij, Tolstoj; die Skandinavier: Ibsen, Björnson, Strindberg, Kielland, Bang – wie die Deutschen: Jean Paul, Goethe, Schiller, Heine, Grillparzer, Keller, Heyse und Anzengruber.

Aber auch ein weiterer roter Faden lässt sich in seiner Bibliothek anzeigungswürdiger Bücher ausmachen. Denn sieht man einmal von den rein literatur- und theaterwissenschaftlichen Spänen ab, die da so neben der Arbeit des Übersetzens abfallen, so zeigt die Auswahl seiner Autoren und ihrer Werke wie die thematisch-motivische Eingrenzung seiner methodischen Inangriffnahme ja doch immer noch Bolins vorzügliches Interesse an der ideengeschichtlichen, religions- und kulturkritischen Umwegrentabilität seiner Klassiker. Und so passt es denn durchaus ins Bild dieser Aufklärung auf literarischen Umwegen nun, wenn da, neben Shakespeare, sichtlich zwei weitere, schon deutlich in die Zukunft weisende Leitsterne und Kraftfelder aus dem Sternenhimmel seiner europäischen Weltliteratur herausleuchten: Paul Heyse und Ludwig Anzengruber. Beide Kontaktaufnahmen Bolins führen zu umfangreichen Korrespondenzen und verdienen eine eingehendere Beachtung.

Den Auftakt seiner Fühlungen mit diesen Grössen der zeitgenössischen deutschen Literatur bildet Heyse. Wie Susanne Frejborg in ihrer ausführlichen Einführung in den von ihr soeben edierten Briefwechsel Bolins mit Paul Heyse zeigt, wird die bis zu Heyses Tod im Jahre 1914 sich erstreckende Korrespondenz im Jahre 1877 von Bolin eröffnet. Gleich anderen Verehrern seines Meisters schickt er Heyse seine kleine Feuerbachstudie.⁸² Und wie bei allen erfolgreichen Kontaktaufnahmen lässt Bolin Dank für das freundliche Echo, das er dabei findet, nicht lange auf sich warten. Seine erste Besprechung eines Stücks von Heyse — *I paradiset* — datiert bereits aus dem Jahre 1878.

Aber Heyse war für Bolin auch vordem kein vollends Unbekannter und dies nicht nur von dessen Werken her. Als heimlicher Mitleser der Briefe des Dichters an den Dresdner Freigeist und Feuerbachianer Julius Duboc lässt sich eine intimere Beschäftigung Bolins mit Heyse sogar noch weiter zurückverfolgen.

Wie Frejborg zeigt, war es nun aber nicht nur der Populärfeuerbachianismus, der diesem »Glück der Zweieinigkeit« und »freien Beziehung gleichgestimmter Wesen« dann Pate stand, eher war dieser nur Anlass für hintergründige Spekulationen.⁸³ Denn einmal von den rein persönlichen, psychologisch verständlichen Motiven für Bolin abgesehen, die Isolation und mangelnde Anerkennung im eigenen Land mit einem Korrespondenznetz renommierter Ausländer zu kompensieren und — dabei die eigene soziale Stellung durchaus zu nutzen wissend — in Deutschland, als seiner eigentlichen geistigen Heimat, Fuss zu fassen, waren es durchaus auch fachliche Wahlverwandtschaften, die den »Theatermann Bolin« mit dem »Dramatiker Heyse« wie mit Anzengruber verbanden.

Die Tatsache aber, dass Bolin dabei auch sichtlich selbst mit einer neuen Karriere speulierte und deren Möglichkeiten abtastete, verleihen diesen Beziehungen ihre besondere Brisanz. Warum sollten ihm nicht Literatur und Theater endlich den Ausweg aus der Frone und dem Kerker seiner Bibliothek eröffnen?!

Gipfeln wird diese alte Leidenschaft und Parenthese seines Lebens bei Bolin später dann in der freilich eher glücklosen Direktion des Schwedischen Theaters in Helsinki in den Jahren 1884—87. Wie die Briefe eindrucksvoll belegen, nahm er diese Aufgabe todernst und liess sie sich auch einiges kosten. Zwei Ziele vor allem beschäftigten ihn unablässig: sein Kampf wider die »Zeitgeschmacks-Marotten« und um die Hebung des Repertoires auf ein europäisches Niveau — wie die Schaffung eines endlich aus einheimischen Kräften sich rekrutierenden Ensembles am Schwedischen Theater in Finnland, weil ihm dieses zu sehr von Reichsschweden dominiert schien. Zum einen Zweck empfiehlt und bearbeitet er so Manuskripte und übersetzt gute Stücke — wie Shakespeare, Heyse und Anzengruber eben. Zum andern fördert und mäzeniert er den Nachwuchs. Anton Franck, sein »Antinous« in Heyses *Hadrian*⁸³ wie seine Hauptrolle in Anzengrubers *Einsam*⁸⁴ — über ihn bringt dieser Briefwechsel so manche Enthüllung an den Tag — ist einer dieser sichtlich Begünstigten. Und speziell bei Franck geht die Rechnung Bolins, trotz der vielen Enttäuschungen, die Bolin mit ihm hatte, letztendlich auch auf. Franck wird in den Jahren 1894—1898 und 1905—1909 dann selbst Leiter des Schwedischen Theaters in Finnland.⁸³

Der Etablierung eines eigentlich *finnischen* Nationaltheaters nach dem Muster der »Dutzendnatiönchen« hingegen steht Bolin feindselig gegenüber und sieht in Kaarlo Bergboms, seines grossen Gegenspielers Bemühen nur »Verrat« an der »Kultur«. Der politische Zeitgeist aber geht so an ihm vorbei. Aber dass er sich damit, in seinem Versteifen auf ein

vorzüglich nachklassizistisches Repertoire und seinem Wettern nur gegen Naturalismus, »Operettenschwindel« und »Wagnerei« notgedrungen zunehmend in Isolation manövriert, merkt er nicht einmal recht.

Eine wirklich gelungene Beziehung indes ist Bolins Freundschaft mit Heyse nicht geworden. Schon seine Kontaktaufnahme mit diesem verläuft nicht ganz problemlos. Der allseits vielumjubelte Heyse kann zunächst mit seinem rückhaltlosen Bewunderer aus dem »fernsten Norden« wenig anfangen, als dieser ihn da so frank bittet, dem Schaffen des Genius nahe sein zu dürfen, um daran Anteil nehmen zu können. Bolins Stoffvorschläge für diesen wie die bald drohende Flut seiner Rezensionen finden nur lauwarmer, ja sichtlich gebremster Gegenliebe. Aber gegen Ende von Heyses Leben ändert sich das Bild; fast sieht es dann so aus, als wäre er es nun, der in dieser merkwürdigen Beziehung um Bolins Freundschaft wirbt. — Um Heyse seinerseits war es nun still geworden und im Zuge dieser wachsenden Vereinsamung des Dichters wächst dann auch dessen Hochschätzung für seinen ungebrochen treuen Freund Bolin.

Dabei hätte Heyse von Bolin manches zu lernen gehabt, zumal dieser sich ja vorweg auf seine Schwachstelle, sein dramatisches Schaffen, stürzte. Der Ruf, kein eigentlicher, ja ein »schwacher Dramatiker« zu sein, verfolgte Heyse. Das »geflissentliche Ignoriertwerden« durch die deutsche Theaterkritik, dem Bolin mit seinen Rezensionen entgegenwirken wollte, lag Heyse selbst schon förmlich im Magen und der ehrgeizige Wille, endlich sein Stigma abzuschütteln und sich auch die Bühnenbretter der Welt zu erobern, schillert allerorts in seinen Briefen an Bolin durch. Bolin geht auf dieses Bemühen voll ein. Immer wieder untersucht er Heyses Stücke speziell auf ihre Bühnenwirksamkeit hin, zumal diese auch ihm, als ihr Hauptmangel eben, zu sehr »am Pult und fürs Pult geschrieben« schienen. Heyses vorweg sichtlich gestörtes Verhältnis zum ganzen Theaterbetrieb musste sich da notwendig nachteilig auswirken. Und beinahe hat es den Anschein, als würde die Korrespondenz hier denn auch wirklich aus den Sackgassen beiderseitigen Monologisierens endlich herausfinden. Indes, da ist es dann für Heyse wie Bolin schon zu spät. Heyses Werk liegt bereits hinter ihm, sein Kunsideal hat sich inzwischen längst selbst überlebt. Was aber Bolin betrifft, so wird dieser von Ende der 80er Jahre an in Deutschland endlich auch philosophisch Tritt fassen. Seine literarischen Beziehungen treten damit in den Hintergrund.

Begründet liegt diese Tragik einer letztlich nicht voll zur Entfaltung gekommenen Beziehung erheblich wohl auch in den Kurzschlüssen aus dem so unterschiedlichen sozialen Verhalten Bolins, das Heyse nicht versteht. Zu spät sollte der Dichterstern die eigentlichen Qualitäten seines in Bescheidenheit und understatementen schwelgenden Gegenüber erkennen und ernst nehmen. Von Bolins Bemühungen für Anzengruber etwa, in die er und wohl ohne es zu wissen — im Zusammenhang mit der (vergeblich vorgeschlagenen) Verleihung des Maximilianordens an diesen — selbst mitinvolviert worden war, erfährt er erst durch die schon oben erwähnten Eröffnungen Bettelheims anlässlich der Herausgabe von Anzengrubers Briefwechsel. Es klingt dann schon fast elegisch-eifersüchtig, wenn er im Jahre 1903 an Bolin schreibt: »an Anzengruber haben Sie ohnehin all ihr Theaterinteresse aufgebraucht.« Und gar der *Philosoph* Bolin geht ihm erst im Jahre 1904 so recht auf und kommt wie eine völlige Überraschung: »Ich dachte nicht anders, als dass Sie von der Philologie her gekommen«.

Anders und insgesamt betrachtet zweifelsohne erfolgreicher dagegen verläuft Bolins Beziehung zu Anzengruber. Und was diese wesentlich später einsetzende Bekanntschaft mit dem österreichischen Theaterstern der Religionskritik betrifft — die erste Rezension datiert hier mit dem Jahre 1885 —, so stand auch die Forschung, wie bereits wiederholt angesprochen, schon lange in wesentlich günstigerem Lichte da. Anzengrubers Briefe an seinen Freund und Verehrer im hohen Norden waren in Auszügen ja bereits im Jahre 1901 von Anton Bettelheim veröffentlicht und ausführlich kommentiert worden; Bolins Briefe an Anzengruber hat Georg Gimpl, in Auszügen wenigstens, jüngst publiziert — Juha Manninen hat sie dabei erstmals vom finnischen Blickwinkel her in den österreichischen Kontext der Spätaufklärung gestellt.⁸⁴ Beide Perspektiven zusammengesehen erst zeigen so recht — weit über das spektakuläre und verheimlichte Mäzenatentum Bolins für die Vollendung und Umgestaltung des *Schandflecks* hinaus — die nicht unbeträchtliche Bedeutung, die der bescheidene Bolin für seinen so viel berühmteren Freund in Wien hatte und die da nur allzusehr im Schatten des grossen Dramatikers und einer einseitigen, ethnozentrischen Forschungstradition geblieben ist. Die Anzengruber-Rezeption in Finnland und Schweden, die damit in ihren wesentlichen Stationen beschrieben ist, verdeutlicht auch hier die zentrale Rolle des selbstlosen, geradezu eifersüchtig-umsichtigen und zähen Förderers Bolin.

Auch die für Bolin zutiefst peinliche Panne in dieser Vermittlung sei dem Leser um des Reizes der Sache willen wie als Symptom eines heftig tobenden Kultur- und Sprachenkampfes im Finnland der Jahrhundertwende nicht vorenthalten. Denn Bolins grosser Gegenspieler am finnischen Nationaltheater war im eigenen Land dem engen Freund des Dichters damit ja zunächst einmal zuvorgekommen. Man spürt den Schreck heraus, der Bolin darob in alle Knochen gefahren war, als er davon erfährt, Bergbom wolle Anzengruber auf der finnischen Bühne bringen. »Zunächst ein Wort über das Subject, das Ihre 2 Stücke in die hiesige 'Landessprache' übersetzen will. Nicht dass ich Ihnen diese 'Ehre' irgend missgönnen möchte, sondern weil Sie mir zu gut sind für diese Maskerade, die hier, nach dem Muster Ihrer eigenen Dutzendnationöchen getrieben wird, verdriest es mich, dass Ihnen die Zumuthung gemacht worden, die Sie allerdings nicht gut zurückweisen können. Also jener Kerl, der mir ein entsetzlicher 'Zwiderling', ist Renegat — ähnlich wie die Herren Rieger & Consorten bei Ihnen — was Sie ja auch am Namen herausgewittert. Sein Hauptgeschäft ist Operschwindel im Finnischen, womit 'der Welt' eingebildet werden soll, dass dieser Nationalitätströdel hier Wurzel habe. Dabei wird, *principiis causa*, ein ebenso nationales Schauspiel unterhalten, welches im Lande herumreist — und hier in der Landeshauptstadt die schlechtesten Geschäfte macht. In entsetzlicher Darstellung wird man also Ihre Sachen zur Aufführung bringen. . . . Aber diese Geschichte hat mich noch in anderer Weise verdrossen, zumal Sie selbst dessen flüchtig erwähnen: dass nämlich seitens der Culturvölker nichts für Sie geschehen. Zerknirscht schlage ich mich vor die Brust und füge hinzu: Mir hätte es oblegen, einige Abhilfe zu versuchen.«

Man kann die Anzengruber-Inszenierungen Bolins also durchaus auch als dessen höchstpersönliche Rechnung sehen, die der Vertreter eines »Culturvolks« da mit seinem »wahren Anzengruber« jemandem ausstellt. Der bissige Kommentar etwa, der Bolin anlässlich der Übersetzung von Anzengrubers *Der ledige Hof* entfährt, spricht da wiederum für sich selbst: »Es dürfte mir gelungen sein, jede Zeile im Sinne des Originals wiedergegeben zu

haben; aber diese Treue auch auf die wunderbare Knappheit Ihrer Diction auszudehnen, dagegen lehnte sich unsere von Natur schwerfällige Sprache vielfach auf. Immerhin ist selbige, weil doch civilisiert durch die Zucht der klassischen Bildung, ungleich conciser und gewandter als die gute breitmäulige Mitbewohnerin unserer Gegend, welche durch ihren Anwalt K. Brgb. [Kaarlo Bergbom] den *Meineider* Ihnen abgeschwindelt hat.« Und auch der Nachschlag in dieser Retourkutsche hört sich bissig genug und schadenfroh an: »Solche Schnitzer, wie sie beim 'Eidverhunzer' vorkommen, finden Sie nicht bei mir, da ich zum Glück Deutsch kann. Mir könnte also nicht passiren, dass der 'Bader von Ottenschlag' zu einem Bademeister (einem beim Baden behilflichen Individuum) würde, wie es dort geschehen.« (25.11.1879)

Aber Anzengruber sollte durch Bolin dann auch anders ins Schwedische übertragen werden. Bolin hatte später nämlich auch noch Anzengrubers *Der ledige Hof* ins Schwedische übersetzt; das Stück wurde dann tatsächlich, wenn auch mit mässigem Erfolg, im Jahre 1883 in Stockholm gegeben. Den Schlussstein dieser Zusammenarbeit aber setzte ein anderes Stück. Bolin hatte erst Anzengrubers Erzählung *Der Einsam* ins Schwedische übertragen und sie dann dramatisiert. Unter Mitwirkung des Dichters aber hatte er schliesslich auch noch eine deutsche Fassung davon erstellt. Allerdings konnte das Stück dann aus Zensurgründen an deutschsprachigen Bühnen nicht aufgeführt werden. Doch hatte dieses »Zwischenspiel« Bolins immerhin dazu geführt, dass Anzengruber dadurch später selbst wiederum zu einer weiteren Metamorphose seiner Erzählung angeregt wurde: zu *Stahl und Stein!* Bolin mag es, in einem seiner letzten Briefe an Anzengruber, nicht verhehlen, dass seine »Neugier nicht gering« ist, »diesen Halbbruder unseres *Einsam* näher kennen zu lernen.« (14./15.5.1887)

Es sind also denkbar intensive Beziehungen, die Bolin da mit einigen seiner literarischen Zeitgenossen im theaterträchtigeren Süden Deutschlands unterhält und sie laufen auf vielfältigen Ebenen einer Wahlverwandtschaft fürwahr. Beide Brieffreundschaften Bolins aber, die mit Heyse wie die mit Anzengruber, machen zusammen mit ihrem bislang nicht weiter ausgeloteten österreichischen Umfeld: vor allem Schlögl, Pollhammer, Deubler, Rosegger – deutlich, wie das Interesse des leidenschaftlichen Theatermanns doch auch immer noch von den kaum unterdrückten philosophischen: kultur- und religionskritischen Herzensneigungen mitgetragen und durchzogen ist.

Aber so ganz war in dieser auf den ersten Blick rein philosophisch toten Zeit Bolins erste Liebe ja ohnedies nie erloschen, geschweige denn dass er nach seiner akademischen Niederlage, wie er sie Feuerbach beschrieb, der Philosophie etwa wirklich vollends den Rücken gekehrt hätte. Einzelne Rezensionen in der *Gegenwart* etwa weisen ihn auch weiterhin als aufmerksamen Beobachter der philosophischen und kulturpolitischen Entwicklung in Deutschland aus, auch wenn sein Blickwinkel zunächst dabei sichtlich eingegrenzt bleibt. Und mögen diese halbakademischen Gelegenheitsarbeiten im Vergleich zu seinen früheren umfangreichen Studien sich auch bloss als höchst bescheidene Nachträge und Nachklänge seines akademischen Stürmens und Drängens ausnehmen, im Hinblick auf seine spätere Entwicklung sind sie doch auch schon als erste Vorstösse in die deutsche Arena der Philosophie zu werten und als Fingerübungen immerhin, die der Spätlese seines reichen deutschsprachigen Schaffens in der Philosophie vorangehen.

Und auch das Umfeld seiner philosophischen Streifzüge lässt immer noch deutlich die Marschrouten seines einst akademischen Schaffens ebenso erkennen wie sich, vom Rück-

spiegel seiner ganzen Lebensbiographie her, darin auch schon der folgenreiche Auftakt seiner so bemerkenswerten Spätlesung im deutschsprachigen Raum abzeichnet. Denn es ist ja wiederum das alte »Hauptquartier der Aufklärung«, das ihn beschäftigt: Spinoza voran, Voltaire, Rousseau, Kant und Spencer – wie die nun nachrückende schütterere Phalanx wahlverwandter Zeitgenossen: B.v. Carneri, J.St. Mill, F. Jodl – ja, selbst die ihm nie genug aufgeklärten Pessimisten und Nihilisten Schopenhauer und Nietzsche werden da, wo sie nicht gerade bekämpft, in ihrem kulturkritischen Potential in Sold genommen. Und natürlich sind es dann auch wiederum Feuerbachiana im engeren Sinne, denen er seine Aufmerksamkeit schenkt, seiner Entdeckerfreude dabei stets unverblümt Ausdruck verleihend. Im Jahre 1876 bespricht er Julius Duboc's *Leben ohne Gott*, zwei Jahre später dessen *Reben und Ranken*. Ausgedehnte Korrespondenzen mit deren Autor (Dubocs Briefe sind allerdings von Bolin später zerstört worden) wie mit Albrecht Rau – diese wirft manches Licht in den nahezu versiegten Fluss des Feuerbachianismus in Deutschland und harret immer noch einer Aufarbeitung – runden diese literarischen Fischzüge ab und zeigen uns einen Bolin, der in Deutschland seine Netze hartnäckig weiterknüpft.

Im Jahre 1884 gelingt ihm ein weiterer ausserordentlich folgenreicher Fang. Der Bibliotheksdirektor war auf eine Dissertation aufmerksam geworden, die 1883 in dänischer Sprache an der Universität Kopenhagen verteidigt worden war. Er nahm Kontakt mit deren jungen Verfasser Carl Nicolai Starcke auf und animierte ihn, sein Werk ins Deutsche zu übertragen. In einem Brief an Bolin vom 23.4.1884 drückte Starcke seine Freude darüber aus, dass »die Lektüre meines Buches eine Wiederbeschäftigung mit L. Feuerbach hervorgerufen hat und dadurch eine Menge schöner Erinnerungen in Ihre Seele zurückgebracht hat . . .« Dagegen sei ihm der Gedanke an eine Übersetzung ins Deutsche niemals in den Kopf gekommen. »Was ich aber am meisten wünsche«, fuhr Starcke fort, »das wäre jemals ein Buch über Feuerbach von Ihren Händen zu sehen. Ich bin überzeugt, dass es die Übertragung meines Werkleins ganz überflüssig machen wird . . .« Bolin blieb jedoch bei seinem Vorschlag und widmete sich der Aufgabe, Starcke zu überreden, sich für sein Buch einen Übersetzer zu suchen, es auszuarbeiten und zu erweitern.

Das geschieht denn auch. In einem Brief vom 30.7.1884 erklärte Starcke Bolin, er hoffe, dass »das Geänderte Ihren Beifall haben wird . . . namentlich«, präziserte er, »habe ich ein paar Seiten, die von den *Grundsätzen der Philosophie der Zukunft* handeln, gänzlich umgeschrieben. Es dünkt mich, dass die geradezu schlecht sind in dem gedruckten Original.« Im Hochsommer 1884 besuchte Bolin Starcke, um das Vorhaben zu beschleunigen und die Übersetzung zu überprüfen. Das Werk erschien auf Deutsch, ein Jahr nachdem Bolin Kontakt aufgenommen hatte.

Bolin besprach Starckes Buch und würdigte sein Werk als Versuch, »die Philosophie Feuerbachs zum ersten Mal in ihrer Gesamtheit« und im speziellen »in dessen Beziehung zu Kant dargestellt zu haben.«⁸⁵ Die Arbeit zeige Feuerbachs Stellung zu Kant und dessen Erkenntnistheorie. »In dieser Beziehung haben es bisherige Gegner wie Anhänger Feuerbachs überaus leicht genommen . . .« Und, so führte er weiter aus, » . . . das Problem, welches durch Kant bezüglich der Möglichkeit einer gültigen Erkenntnis gestellt worden, erhält ihm erst durch Feuerbach seine schliessliche Lösung.«

Auch Starckes Wunsch erfüllte sich. Als Bolin einige Jahre später seine zahlreichen kulturellen Aufgaben und Nebenbeschäftigungen in Finnland aufgab, begann er tatsächlich

mit der Abfassung einer Feuerbachmonographie. Im Sommer 1890 traf er Starcke, der inzwischen sein eigenes Werk bereits als missratenes Erstlingswerk betrachtete und sich dann in einem Brief vom 3.8.1890 begeistert über den Fortgang von Bolins Arbeit äusserte. Besonders gefiel ihm der Abschnitt, »wo Sie die grosse Thesis darstellen, dass es sich nicht um das isolierte Ich, sondern um das Ich und das Du, um den Menschen, nicht als isoliertes Wesen, sondern als in Gemeinschaft lebendes und durch Gemeinschaft bedingtes Wesen handle . . .«

Aber auch ein letzter Stein der Wirkungsgeschichte Feuerbachs, der damit indirekt von Bolin ins Rollen gebracht worden war und sich von ungeahnter historischer Bedeutung erweisen sollte, verdient in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden: Engels Abhandlung *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*. Diese war ursprünglich 1888 in der *Neuen Zeit* und zwei Jahre darauf als eigenständiges Pamphlet erschienen. Es war die deutsche Übersetzung von Starckes Werk, die Engels den äusseren Anlass dazu gegeben hatte, sich genauer mit Feuerbach auseinanderzusetzen, und in Engels Schrift erhielt nun die Grundfrage der Philosophie zum ersten Mal ihre theoretisch verallgemeinerte Formulierung vom marxistischen Standpunkt.

Man mag eine gewisse tragische Ironie darin erblicken: Mochte Bolin Engels in dessen Feuerbachverständnis auch nicht folgen, so hatte er diesem dafür doch einen entscheidenden Hebammiendienst geleistet und somit — fürs erste wenigstens auf Umwegen — auch seinem Meister seine Schuld rückerstattet.

»Materialismus in der Weltanschauung und Idealismus im Handeln«

Dänemark also sollte ein erstes festes Trittbrett für Bolins philosophisches Come back nach Europa werden — Österreich aber das eigentliche Hauptquartier dann für seine zahlreichen Streifzüge in die literarische und philosophische Moränenlandschaft der deutschen Aufklärung und des Liberalismus, die da bezeichnenderweise von der Peripherie Deutschlands aus unternommen wurden. Bolins philosophische Beziehungen dorthin reichen sogar wesentlich weiter noch zurück.

Schon elf Jahre vor seiner Entdeckung Starckes nämlich, im Jahre 1877 und also etwa zur gleichen Zeit wie seine Korrespondenzaufnahme mit Anzengruber setzt Bolin nicht minder folgenreiche Kontaktnahme mit Bartholomäus von Carneri ein, die sich dann, bis zu dessen Tode im Jahre 1909 und mit der Bolin eigenen Regelmässigkeit hinziehen wird.⁸⁶

Ganz aus heiterem Himmel gefallen freilich war auch diese Sternstunde seines Lebens nicht, wie auch sie, wenigstens indirekt, schon von Feuerbach vorbereitet worden war. Dies führt uns zurück in den Kreis um den »monistischen Philosophen im Bauernkittel«, den freidenkerischen Gastwirt und Bäcker Konrad Deubler in Bad Goisern.⁸⁷ Wie schon erwähnt, hatte Bolin Deubler über dessen persönlichen Freund und Meister Feuerbach kennengelernt und jenen mit Feuerbach zusammen auch besucht.

Deubler war Anhänger der 48er Bewegung und suchte die Ideen der Aufklärung und einer kommenden grundlegenden gesellschaftlichen Remedur nun selbst in den hintersten

Winkel des Salzkammergutes zu verpflanzen. Für diese umstürzlerische republikanische Gesinnung und seine freigeistigen Bekenntnisse hatte er einst — wie seinesgleichen — mit sieben Jahre Kerker gebüsst — und wenn er nach seiner Entlassung aus der Haft, zurückgezogen in seine »Feuerbachvilla« am Primesberg, auch wesentlich vorsichtiger agierte, so arbeitete ihm nun doch auch schon der zusehends liberaler werdende Zeitgeist in der nach Königgrätz und dem Ausgleich auch innerlich so angeschlagenen Doppelmonarchie in die Hände. Goisern, in unmittelbarer Nachbarschaft zur kaiserlichen Sommerresidenz, wird durch ihn so zum Sammelpunkt freigeistiger Sommerfrischler und das Adressbuch seines weit ausgelegten Korrespondentennetzes ist beileibe mehr als ein Kuriosum: Es enthält vielmehr das immer noch nicht abgestorbene Myzel des verschleppten Josefinismus und seiner vormärzlichen Absenker, die da im halbphilosophischen Untergrund die Fackel der Aufklärung weitergereicht hatten und auf ihre Stunde warteten.

Nur auf einige in unserem Zusammenhang besonders wichtige Fäden sei hier der Finger gelegt: Denn einbezogen in dieses Netz kaum verdeckter Konspirationen und Optionen für einen gesellschaftlichen Umbruch war zunächst, neben den Vertretern des politischen Liberalismus, die da mitunter — wie etwa schon bei Deubler selbst — recht deutlich ihre Fühler nach dem Sozialismus ausstreckten, vor allem auch die Nobelgarde des Feuerbachianismus und was davon in Deutschland noch übrig geblieben war: So stand Deubler, von Feuerbach selbst abgesehen, mit Rau, Grün, Duboc und eben Bolin dann in teils engem Briefkontakt. Aber auch so freigeisternde Schriftstellerphilosophen wie etwa Anzengruber, Schlögl, Rosegger, Paul Heyse u.a. teilten Deubler wie Bolin sich später als mitunter gemeinsame Korrespondenten. Mit Namen wie Dodel-Port, Ernst Haeckel und Bartholomäus von Carneri erweist sich Deublers Adressaire dagegen bereits von einem entschieden biologistisch-darwinistischen Unterbau eines offensichtlich weithin grassierenden Populärmaterialismus durchsetzt, in der die Mesalliance der Philosophie mit der Naturwissenschaft gründlich aufgehoben ist.

Bolins Freundschaft mit Carneri lag also wiederum vorweg im logischen Raum einer weiteren Wahlverwandtschaft, die mit dem Sieg des Liberalismus nun auch hoffähig geworden war — das Netz von Bereitschaft wird jetzt aktiv. Aber noch einmal sollte erst Feuerbach diesen Faden so recht knüpfen.

Den äusseren Anlass der brieflichen Kontaktaufnahme nämlich bildete wiederum jene ursprünglich für die *Deutsche Rundschau* verfasste Rezension des von Grün herausgegebenen Nachlasses der Briefe Feuerbachs, für deren einen Interessenten Bolin offensichtlich auch Carneri gehalten hatte. Dieser bedankt sich denn auch für die freundliche Gabe am 7.7.1877 und nimmt Bolins Bitte um ständigen Gedankenaustausch mit Freuden auf. Die Beziehung der beiden Gesinnungsfreunde entwickelt sich dabei vorweg unter denkbar günstigen und quasi paritätischen Voraussetzungen einer Schicksalsgemeinschaft zweier akademischer Aussenseiter und Freelancer. Das gegenseitige Vertrauen ist bald hergestellt und auf den Sturzbach der Konfessionen des hauptamtlichen Bibliotheksdirektors antwortet schon in seinem zweiten und dritten Briefe eine nicht weniger offene Lebensbeichte des hauptberuflichen Landwirts und nebenbei Abgeordneten zum Steirischen Landtag, als der Carneri dann auch in den Österreichischen Reichsrat entsandt worden war.

Der Wunsch Bolins, mit Carneri in Kontakt zu treten, lässt sich auch recht gut von ihrer beiden Philosophien her begreifen, die sich eben wesentlich miteinander berührten, bei all

den nicht zu übersehenden Differenzen ihres jeweiligen Ausgangspunktes und der Mittel. Denn gemeinsam waren beiden nicht nur die liberalen, gesellschaftspolitischen Überzeugungen, für die der Politiker Carneri sich, viel mehr noch als Bolin, wiederholt in die Schanze der öffentlichen Diskussion und Meinungsbildung geworfen hatte. Was Bolin vorweg ansprechen musste — : Carneri behandelte in seinem wissenschaftlichen Werk vor allem die Bedeutung von Charles Darwin für das moderne Weltbild und suchte dabei insbesondere über die heikle Beziehung von Ethik und Darwinismus aufklärend zu wirken. Dies war das Thema schon in seinem Werk *Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik* (1870). Auch Carneris Buch *Der Mensch als Selbstzweck, eine positive Kritik des Unbewussten* (1877) lag ganz auf der Linie Bolins. Es war gegen den Modephilosophen der Zeit, den Nachfolger Schopenhauers, Eduard von Hartmann gerichtet. Bolin war an diesem Thema in besonderer Weise interessiert, denn Hartmanns Werke wurden zur gleichen Zeit ins Schwedische übertragen und Bolin hatte es schon in einer Besprechung vom Jahre 1872 für wichtig gehalten, deren pessimistisch-lebensphilosophische Spekulation zu bekämpfen. In seiner Kritik hieb Bolin vielfach in dieselbe Kerbe, in die auch Carneri geschlagen hatte.

Dabei nimmt sich das Arsenal ihrer Argumente zuweilen sehr verschieden aus. Carneri kommt von Hegel und Vischer her, denen er sich — speziell bemerkenswert für einen Österreicher — geradezu totaliter in seinem Denken verpflichtet weiss. »Es ist eine Tatsache«, bekennt er von allem Anfang an in einem seiner ersten Briefe an Bolin, »dass ich, was an mir an philosophischer Bildung ist, aus Hegel habe. Was mich bewogen hat, und immer wieder treibt, ihn als meinen Lehrer zu nennen — persönlich habe ich ihn nie gekannt — ist ein unaustilgbares Gefühl der Dankbarkeit« (10.12.1877). Bolins Versuche, ihm Hegel gleichsam auszureden, stossen da auf taube Ohren. Vielmehr sieht Carneri selbst sich in der kritischen Würdigung seiner *Drei Bücher Ethik* durch Rudolf Schmidt (*Die Darwin'schen Theorien und ihre Haltung zur Philosophie, Religion und Moral*, Stuttgart 1876) treffend charakterisiert, wenn dieser ihm darin unter dem Titel: *Spinoza und Hegel in Darwins Gewand* ein eigenes Kapitel widmet. »Denn das ist es auch«, schreibt Carneri an Bolin. »Ich bin Hegel viel weniger los, als Sie meinen . . . Er [Schmidt] sagt von mir: Dialektische Bewegung ist ihm alles. Es ist so« (23.7.1878).

Und nicht nur Hegels »Dialektik«, dessen »einzige Art zu denken« (25.5.1878) »kann und könnte er da auch gar nicht aus sich herausbringen wollen«: »Seine Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft, seine Begriffe von Notwendigkeit und Freiheit, vom Guten, Schönen und Wahren, seine Entwicklung der Ideen und des Ideals . . . das habe ich alles im Blut — freilich in meinem Blut« (31.8.1878). Nicht dass Carneri sich Hegel völlig kritiklos angeeignet hätte: Der nun schon *darwinistisch* modifizierte Begriff der Idee — als *Gattungsbegriff* (10.12.1877), der zum Grundpfeiler seiner Philosophie, seinem Idealismus und Pantheismus wird, wie sein hochkarätig *monistischer* Einwand gegen die absolute Idee: dass »den geistigen und körperlichen Vorgängen ein und derselbe Grundsatz der Bewegung zu Grunde liegt« (23.7.1878), verstehen sich zweifelsohne als kritische Einwände gegen Hegel, der da eben »aus der blossen Abstraktion nicht herausgekommen« ist (10.12.1877). Aber in den entscheidenden Impulsen seines Denkens wird Carneri bis zu seinem Tode diese dankbar im Gedächtnis behaltene Kinderstube seines Denkens darob nie verleugnen. Und wie denn anders? »Wenn man ein Vierteljahrhundert und in grenzenloser Verehrung

in Hegel gelebt hat,« schreibt er an Bolin, »müsste man, um ihm aufrichtig den Rücken zu wenden, ein neues Gehirn bekommen.« (10.12.1878)

Hegel bleibt also die entscheidende Demarkationslinie zwischen Bolin und von Carneri. Aber in der Ahnenreihe führen die Stammbäume ihrer Weltanschauung dann doch wieder zusammen und auch die freigeistige Enkelgeneration, die sie selbst repräsentieren, findet sich wieder zum Bunde gegen gemeinsame Feindschaften.

Es sind zwei Denker vor allem, die für die beiden Freunde in den Focus gemeinsamen Interesses und Fachsimpelns rücken. In Carneri findet Bolin zunächst einen verständnisvollen Gesprächspartner, durch den in ihm wieder ein versiegter Jungbrunnen seiner akademischen Lehrjahre aufzuquellen beginnt: Spinoza. Denn es ist in der Tat eine spinozistische Wende, in die da der Hegelsche Spiritualismus umschlägt und die monistische Verfassung der Welt nun gleichsam wieder auf festen Boden stellt, um sie vom anderen Ende her zu Ende zu denken: Der totale Immanentismus des Weltgeists und seiner Objektivationen wird wieder in seine Anfangsgründe einer *natura naturans* zurückverlegt, die sich da naht- und bruchlos zur höchsten sittlichen und ästhetischen Selbstbestimmung des Menschen hocharbeitet. Spinoza, sein System, freilich dialektisch-historisch in Bewegung gebracht und gleichsam durch Hegel und Darwin hindurchgesehen, wird somit zum Ahnvater des »reinsten« Monismus und auch dessen einst schon von Bolin thematisierter Determinismus findet bei Carneri durchaus positive Resonanz, ja die geradezu gesuchten Entsprechungen in einer nun darwinistisch untermauerten Ethik, die bei aller Kritik am Dualismus — *Der Mensch als Selbstzweck* (!) — sich doch nicht den kardinalen Eckstein der Sittlichkeit und Humanität verwirft. Im dialektischen Dreischritt seiner *Grundlegung der Ethik* vom Jahre 1880 (»die Einheitlichkeit« — »der Widerstreit« — »die Versöhnung«) hatte Carneri just mit überdeutlichem Rekurs auf Spinoza diese zutiefst ethische Zielrichtung wie das selbstleuchtende Credo seiner Philosophie auf einen programmatisch-knappen gemeinsamen Nenner gebracht: »Es liegt in der Natur der Vernunft, die Dinge nicht als zufällige, sondern als notwendige zu betrachten, eine Wahrheit die der *allgemeinen Kausalität*, dem aus ihr sich ergebenden Determinismus und der daraus folgenden *Gesetz mässigkeit* alles natürlichen Geschehens den konzisesten Ausdruck gibt. Mit diesen drei Grundsätzen steht und fällt alle *Wissenschaftlichkeit*. An ihnen festhaltend, gelangen wir zu unwandelbaren Naturgesetzen, durch welche die Entwicklung der Dinge uns begreiflich wird; von ihnen lassend, stürzen wir in ein Chaos unberechenbarer Willkürlichkeit. Fügen wir dem bei, dass Spinozas Monismus durch die von Darwin vervollständigte Deszendenztheorie aus einer rein philosophischen zu einer naturwissenschaftlich bestätigten Lehre geworden ist, so stellt sich uns eine *einheitliche Weltanschauung* dar als der allein mögliche Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Ethik.«⁸⁸ Wenn auch noch ohne das Korrektiv der Naturwissenschaften so eigentlich in Betracht zu ziehen, ganz ähnlich hatte einst auch Bolin mit Rekurs auf Spinoza gegen Kant dem Determinismus das Wort geredet, und er fand sich in den »gediegenen« Ansichten Carneris darin nun bestätigt: Denn eben die nun (natur)wissenschaftliche Auflösung des Skandalons dieses Widerspruchs, der da zwischen einer geschlossen-monistischen Verfassung der Welt und einer zutiefst vernünftigen und sittlichen Natur des Menschen seine Zerreißprobe hält, macht die Quintessenz von Carneris Philosophie aus, wie sie später dann gerade Friedrich Jodl in seinem Nachruf auf Carneri — dazu berufen wie kein ande-

rer — epigrammatisch eingedünstet hat: »Materialismus der Weltanschauung und Idealismus im Handeln«.

Auch auf Bolin also hatte diese darwinistische Versöhnung im Geiste Spinozas und Darwins, ungeachtet ihres hegelischen Gewandes, ihren nachhaltigen Eindruck nicht verfehlt. Sein *Spinoza. Ein Kultur- und Lebensbild*, Berlin 1894, wortgetreu dem Vorschlage Friedrich Jodls entsprechend und einer zutiefst empfundenen Dankbarkeit Ausdruck verleihend: »Bartholomäus Carneri, dem treuen Kämpfer für eine einheitliche, ideale Weltanschauung« gewidmet, wäre ohne dessen Patenschaft kaum zu denken. Und in der Tat, dieser Dank trifft keinen Unwürdigen. »Ihr Spinoza-Plan geht mir oft durch den Kopf, das kann etwas Wunderbares werden«, hatte Carneri schon in seinem Brief an Freund Bolin vom 10.6.1878 geschrieben, also längst vor seiner Bekanntschaft mit Friedrich Jodl. Bolin hatte Ermunterungen dieser Art nur zu bitter nötig.

Spinoza also ist der eine gemeinsame Leitstern über Carneri und Bolin, der da dem Denken beider die Richtung weist, Feuerbach — wer sonst? — der andere. Zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme mit Bolin ist »der grosse Denker« Feuerbach, an dem Carneri zunächst »der Determinismus fesselt«, noch eine relativ oberflächliche Bekanntschaft. Dieser hatte mit Feuerbach »zu jung« begonnen. — Zu seinem Bedauern, wie er Bolin eingesteht. Denn »wie freudig . . . auch die Überraschung ist, mich in den wichtigsten Punkten mit ihm in Übereinstimmung zu finden, so schmerzlich ist es mir zu denken, dass ich nicht nur leichter und rascher manchen Schritt getan hätte, wenn ich mich früher und gründlicher diesem Manne zugewendet haben würde.« (10.12.1877)

Das sollte sich freilich durch Bolin nun schlagartig ändern. Wir finden Carneri schon im Brief vom 22.1.1878 »bereits in voller Arbeit«, das abgegebene Versprechen, »Feuerbach zu studieren«, gründlich einzulösen.

Und Bolin konnte es denn wahrlich zufrieden sein: »Den Nachlass bei Grün habe ich bereits ganz durchstudiert, und vom 10. Band habe ich schon mehr als die Hälfte. Dass diesmal für mich die Briefe an Sie sowie die Ihrigen von ganz besonderem Interesse waren, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aus dem Nachlass und vornehmlich aus dem grossen Fragment im 2. Theil habe ich viel gelernt; allein wodurch ich eigentlich in den Geist dieses gigantischen Mannes eindringe, und was vorzüglich das ethische Gebiet beherrscht, ist der 10. Band. Ich trage mich mit dem Gedanken, noch ein Buch zu schreiben, und komme ich dazu, so hoffe ich darin zu zeigen, dass ich Ihre Aufmunterung verdient habe, dass der kostbare Same auf einen empfänglichen Boden gefallen ist. Ich habe leider hier nur wenig Zeit, aber meine freie Zeit gehört jetzt gänzlich Ihrem Meister. Seine Ausgangspunkte könnte ich nicht adoptieren, auch mit manchen seiner Ableitungen kann ich mich nur halb befreunden; aber mit seinen Konsequenzen, bitte mir das nicht als Eitelkeit auszulegen — befindet sich meine Weltanschauung in keinerlei Widerspruch, und für den überwältigenden Riesenstrom seines Denkens schwärme ich. Ja, ich möchte sagen, dass ich keinen geistvolleren Autor kenne.« (22.1.1878)

Es ist leicht einzusehen, dass Carneri dann tatsächlich in seinen weiteren Schriften die reichen Anregungen Feuerbachs umgesetzt hat und es fällt auch nicht schwer zu erkennen, worin dessen wachsende Faszinationskraft für ihn liegt: Eben in der — bei diesem noch weitgehend philosophisch angegangenen, »naturphilosophischen« »Grundlegung der Ethik« und Feuerbachs Sozialeudämonismus, der nun — abermals darwinistisch unterfan-

gen — in Carneris nächstem Buch eine weitere Vertiefung und Aufhebung erfährt. Aber Feuerbachs Einfluss auf Carneri war damit noch keineswegs auf den Scheitelpunkt gebracht. Auch die spätere Sammlung seiner Essays *Entwicklung und Glückseligkeit*, 1886, bringt da recht glücklich Darwin und Feuerbach in die Phalanx einer kritischen Auseinandersetzung und Abrechnung mit der Kantischen Pflichtmoral, die sich bei alledem auch immer wieder Spinoza aus ihrem Köcher holt. Und gar Carneris dann überhaupt populärstes Werk, seine vorweg als Volksausgabe konzipierte und wiederholt aufgelegte Studie *Der moderne Mensch* (1891) wird nun auf der Grundlage einer zeitgemässen Glückseligkeitslehre und als Knigge gleichsam für Aufklärer die praktischen Konsequenzen für eine moderne Lebensführung aus dem Geiste einer neuen Menschheitsreligion vor Augen führen, die mit der Reverenz vor Feuerbach nicht hinter dem Berg hält. Es überrascht nicht, wenn Bolin in seinen Rezensionen des Buches dann gerade darauf den Finger legt: »Leben und glücklichsein-wollen ist Eins«, erinnert Bolin seine Leser an Feuerbach.⁸⁹ Auch Carneris Ethik laufe auf keinen rücksichtslosen Individualismus hinaus und könne so mühelos den Faden Feuerbachs aufnehmen. Vom Standpunkt des »Ich« sei zu dem der Parität des »Du« überzugehen — fasste Bolin zusammen. »Durchaus berechtigt ist dagegen das Streben nach Glückseligkeit, wo das Ich im Du seine natürliche Erweiterung, im Wir seine notwendige Vollendung erblickt, von der sehr wichtigen Einsicht bestimmt, dass, was auch dem andern nützlich, das ihm selbst Nützlichere und ebenso das Allgemeinnützlichste das ihm Allernützlichste ist.«⁹⁰

Ego und Alter-Ego

Carneri sollte aber weder die letzte noch die bedeutendste philosophische Entdeckung Bolins im intellektuellen Magnetfeld der K.u.K. Monarchie Österreich-Ungarns an der Jahrhundertwende bleiben.

»Von der Grundvoraussetzung unseres Einverständnisses über die wichtigsten Lebensfragen aus, machte dieser Mann einfach einen Sturm auf mein Herz, sichtlich entschlossen, es zu gewinnen. Und ich müsste in dieser Richtung schon anders verwöhnt sein, als ich es bin, um einer solchen Bemühung nur überhaupt den Versuch eines Widerstandes entgegenzusetzen. Er ist ein Mensch von grösster persönlicher Warmherzigkeit, der Vertrauen erzwingt, indem er es ganz und voll gibt.«

Dies die Worte, die sich Friedrich Jodl, bei seiner ersten Begegnung mit Wilhelm Bolin anlässlich seines ersten Besuches, den dieser im Sommer 1890 — wie späterhin alljährlich — machte, in sein Tagebuch schrieb.⁹¹

Der Universitätsbibliothekar aus dem fernen Finnland war gerade damit beschäftigt, der Anregung Starckes entsprechend, seine eigene Feuerbachmonographie zu verfassen. Um ein möglichst vollständiges und verlässliches Bild von der Wirkungsgeschichte Feuerbachs zu geben, hatte Bolin alles aufgestöbert, was sich bis dahin überhaupt zu Feuerbach geäußert hatte und sich zu äussern wagte. Dabei war er auch auf Friedrich Jodl gestossen. Carneri hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Jodl hatte im 2. Band seiner *Geschichte der Ethik* (1889) Feuerbach soeben ein eigenes, und zwar »capitales Kapitel« gewidmet, wie

dieser es selbst anlässlich seines Entstehens Freund Carl von Amira gegenüber beschrieben hatte.⁹²

Bolins Spürsinn trog also nicht und Jodls Antwort an diesen brachte denn auch prompt die ebenso gewünschte wie ehrliche Antwort. Jodl fühlte sich entdeckt und verstanden: Er hätte ja »in der Tat«, schreibt er Bolin schon in seinem ersten Brief vom 7.10.1889, »sein X. Capitel in der Absicht geschrieben, um nach meinen schwachen Kräften dazu beizutragen, um Feuerbach die ihm gebührende zentrale Stellung in der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts zu verschaffen.«

Immerhin sah Jodl in Feuerbach den »geistigen Vater des Positivismus in Deutschland«,⁹³ »dessen entscheidende Gedanken er dem Panlogismus gegenüber vertritt, zu einer Zeit, wo man in der deutschen Literatur weder von Auguste Comte noch von John Stuart Mill irgendwelche Kenntnis genommen.« »Nur wer auf dem Standpunkte der spekulativen und halbtheologischen Philosophie steht und im Stillen Hegel gegen Feuerbachs Positivismus und Anthropologismus recht gibt, wird zu verkennen imstande sein, dass in Feuerbach neben der gegen Kant, Schelling, Hegel, überhaupt gegen den Idealismus gerichteten Kritik sich eine Denkweise ausbildet, welche für manche dringende Bedürfnisse der Gegenwart das lösende und klärende Wort bereit hält.«⁹⁴

Auch sonst musste Jodl sich durch Bolins Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlen. Bolin war in seiner Auseinandersetzung mit Feuerbach längst kein Unbekannter mehr. Sein Briefwechsel mit Feuerbach war ja in Auszügen von Grün längst veröffentlicht und auch dem wesentlich jüngeren Jünger Feuerbachs nicht entgangen. Jodl sah sich somit zurecht durch Bolin mit einer immer noch lebendigen, authentischen Feuerbachtradition unmittelbar in Berührung gebracht (7.10.1889).

Auch Jodls Wunsch, bei all seinem rückhaltlosen Bekenntnis zu Feuerbach und der Abhängigkeit von diesem scharfsichtigen Denker, deren er sich keineswegs schämte, nicht auch gleich schon »die Etikette eines Feuerbachianers« aufgedrückt zu bekommen (7.10.1889), stiess bei Bolin auf verständige Ohren, mochte damit freilich auch Jodls allgemeiner Widerwille gegen allzu enge Vereinnahmungen mitangesprochen sein.

Sein bald väterlicher Freund in Russisch-Finnland — Bolin war 54 Jahre alt, als er die Korrespondenz mit dem 40-jährigen Jodl aufnahm — hatte ja am eigenen Leibe erfahren, was es heisst, im rechten Moment den Stempel der verkehrten Religion im Legitimationspass für höhere Berufungen eingebrannt zu haben. Und so lesen sich denn auch diese ersten Briefe aus der Prager Zeit zuweilen wie Katakombengeflüster, zumal doch auch in Russisch-Finnland der Briefverkehr mit dem Prager Freigeist — Jodls Schriften passieren gewöhnlich nicht problemlos die zaristische Zensur — nicht ohne Risiko war und also höchstamtlich und via Bibliothek der Kaiserlichen Alexander-Universität abgewickelt und kaschiert werden musste.

Jodls Vorsicht war nicht unbegründet. Schon in München war er als Freigeist verschrien und auch der Weg nach Prag, an die dortige Deutsche Universität, wo er bei den Deutsch-Böhmen seine Nische gefunden hatte, war dornig genug gewesen.

Kritische Äusserungen zu Staat und Kirche im wieder spürbar reaktionärer werdenden Bayern hatten den einst selbst im reformkatholischen Kielwasser treibenden Musterschüler Johannes Hubers schon als Dozenten für Kulturgeschichte an der Bayerischen Kriegsakademie verwundbar gemacht; die Denunziationen von Seiten der Klerikalen und Ultramon-

tanen folgten auf dem Fuss. Sie waren es vor allem, die sich seiner Karriere in den Weg gestellt hatten — ihm schon Würzburg und München vereitelten und nun auch noch Prag besetzt hielten. Jodls freigeistige Attitüden waren aber nur zunehmend radikaler geworden und die Friktionen im christlich-katholischen Böhmen des Habsburgerreiches liessen denn auch dort nicht lange auf sich warten. Wollte Jodl seinem »Prager Kerker« entfliehen — als solchen empfand er die Stadt — durfte er nicht unnötig weitere ungedeckte Flanken preisgeben.

Als Bolin Jodl schon in seinem 2. Brief auffordert, doch endlich Flagge zu zeigen und mit seiner »Wirklichkeitsphilosophie« herauszurücken, winkt er daher zunächst einmal ab: er »kann« sich »nicht«, wie er an diesen schreibt, »noch unmöglicher machen (. . .) die Wirklichkeitsphilosophie würde alles verderben. Ich reibe mir die Hände wund an diesen Fesseln, von denen eine so schmerzlich ist wie die andere und gebe doch die Hoffnung nicht auf, dass es mir gelingen wird, die Sache zu fördern, ohne meiner Person allzu empfindlich zu schaden. Bin ich erst einmal an meinem Platze, wo ich sagen kann: Hier mag meine Hütte stehen bleiben, dann würden manche Rücksichten fallen« (20.1.1890). An eine deutsche Ausgabe seines so entschiedenen Essays *Religion und moderne Wissenschaft* (für den *Monist*) denkt er erst gar nicht. »Das wäre, wie die Dinge stehen, einfach Selbstmord. Ich will mir nicht alle Türen verrammeln. Vielleicht sperrt mir die *Psychologie*, an der ich stetig fortarbeite, wieder eine neue Türe auf. Alle Schiffe zu verbrennen und einfach »drauf« zu gehen, namentlich aufs Infäme, ist immer noch Zeit« (24./25.6.92).

Indes, so ganz mit verdecktem Visier kämpfte er freilich nicht. Gravierend belastend zu all seinen Sünden hinzugekommen war nämlich jetzt auch noch Jodls bekennerschaft rückhaltloses Engagement für die von Amerika und England ausgehende Ethische Bewegung, der er sich als ihr bald 2. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur und Chefideologe ihrer Organe restlos opferte. Prag wird damit zum Brückenpfeiler dieser bald in ganz Deutschland sich ausbreitenden Bewegung, »zum Stützpunkt gegen den theologischen Geist, der seelenmörderisch durch die Lande schreitet« (1.9.1890).

Bolin hat nicht unerheblichen Anteil an dieser Entwicklung seines Gesinnungsfreundes, vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an. Es ist ein beeindruckendes Beispiel einer Waffenbrüderschaft für die Aufklärung, die da im Briefwechsel vor unseren Augen abrollt und die sich wohl nur mit religiöser Metaphorik einigermaßen angemessen beschreiben lässt: Denn es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Kultus, der hier, von einer neuen »Wir-Gemeinde« getragen und mit allen Zeremonien in pathetisch-liturgischem Tonfall über die Bühne geht. Überall blinkt die Bildlichkeit einer Zeugenschaft auf, die zuweilen schon ans Peinlich-Berührende, ja Schwärmerisch-Sektenhafte grenzt.

Und nicht nur Bolins stürmische Anläufe belegen da ein Bekenntnis für Feuerbach, in der die Sprache Purzelbäume schlägt, auch Jodls Sprache arbeitet »mit starken Effekten« (26.12.1894), dem Credo seiner Ästhetik: Denn es ist »Er« immer wieder, der »Ur-« und »Grossgewaltige«, »der Alte von Bruckberg« — ihr »Vesuvius« und »sein Feuergeist«, der da einen »geistigen Bund« bis über den Tod hinaus besiegelt. (13.5.99; 23.8.93; 11.9.04; etc.)

Es dauert nicht lange, dass Jodl das Einstands- und Danaergeschenk der Feuerbachbüste ins Haus geliefert bekommt (18.2.1890). Aber auch für die *Gesammelten Werke Feuerbachs* — Jodl hat sie nicht, weil sie, wie er schreibt, ohnedies unausgeliehen in den deut-

schen Bibliotheken stehen (14.1.1893) — wie für die Füllung der Lücken der betreffenden Sekundärliteratur dazu, finden sich bald und immer wieder Anlässe, um diesen Schicksalsbund auf den ersten Blick »als ein sichtbares Unterpfand einer geistigen Gemeinschaft« (14.1.1893) zu erneuern: — »denn im Namen Feuerbachs haben wir uns zusammengefunden, man kann sagen über einen halben Erdteil hinweg; so haben wir uns die Hand zum geistigen Bund gereicht.« (18.4.1893) Wer je nach einem konkreten Paradigma für eine »positivistische Religion« (4.4.1890) und »ethische Kirchenstiftung« (11.12. 1895) sucht, hier, in diesem Briefwechsel bekommt er es »einfach klassisch!« serviert.

Wie diese Korrespondenz beeindruckend genug dokumentiert, geht Jodl also nicht ungebrannt aus der Feuertaufe dieser Freundschaft hervor und die Geburtshilfen, die Bolin an seiner so tief in den Fussstapfen Feuerbachs steckenden Wirklichkeitsphilosophie leistet, können gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Denn wenn Jodls sich anfangs auch noch gegen alle »Sektenbildung« in der Philosophie zur Wehr setzt und sich dezidiert nicht als »homo unius libri« (7.11.1889) verstanden wissen will, so liest sich dessen Bekenntnis fünfzehn Jahre später, aus Anlass der Abfassung nun *seiner* Feuerbach-Monographie aus dem Jahre 1904 doch schon wesentlich anders: »Wie eng die Verwandtschaft meiner eigenen Gedanken mit der des Alten von Bruckberg ist, wie Vieles im Laufe der Jahre, seit meiner ersten Bekanntschaft mit ihm in mir gewachsen, das sehe ich erst jetzt, wo ich mich an ein systematisches Gruppieren des ganzen ausserordentlich reichen Gedankenstoffes begeben. Es ist ja ein ganzes System, was der Alte im Kopf zusammengetragen hat; ein wahres Programm alles dessen, was sich heute wissenschaftliche Philosophie nennt. Mir ist beim Niederschreiben, als schriebe ich mein eigenes testament philosophique: ein unendlich beruhigender Gedanke. Denn wenn ich auch niemals dazu kommen sollte, meine eigene Weltanschauung zu skizzieren; in ihren Grundzügen läge sie im *Feuerbach* vollständig vor.« (11.9.03)

Indes, es blieb natürlich wiederum nicht bei Feuerbach allein. Denn selbstverständlich sekundierte Bolin, als es mit der Gründung einer Ethischen Gesellschaft ernst wird und Jodl nach ihm den Köder Feuerbach auslegt: — »Und was glauben Sie, der Alte, Grossgewaltige, wenn er lebte, er täte mit?« (23.8.1893)

Der Dienste und Hilfestellungen seines allzeit getreuen Schildknappen sind viele. Als Verfasser von Beiträgen und Rezensionen, als Vermittler von Mitarbeitern und Mitgliedern ebenso — wie Bolin sich mit Jodl selbstverständlich solidarisiert, als es bei diesem zu Differenzen mit der Gesellschaft für Ethische Kultur kommt, weil sie ihm in »ihrem« Organ, der *Ethischen Kultur*, ins Fahrwasser des Sozialismus abzudriften schien.⁹⁵ Gerade der junge und noch nicht recht etablierte Jodl aber hat die Unterstützung und Propagierung seines Werks, die ihm Bolin mit seinen wohltemperierten und halbabgesprochenen Rezensionen leistet, noch bitter nötig. Der überschwengliche Dank auf Bolins Rezension seines 2. Bandes der *Ethik*, worin erstmals Feuerbachs historische Leistung, die »systematischen Grundlinien einer neuen realistischen Weltanschauung«,⁹⁶ gewürdigt werde, mag für sich sprechen: »Wenn solche Besprechungen dem Buche und seinem Autor nicht nützen, dann ist ihnen überhaupt nicht zu helfen. Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld!« (17.3.1890) Und selbstverständlich bleibt es dabei nicht bei diesem einen Hohenliede Bolins auf seinen Freund. Die Lebenswege beider führen durch dick und dünn und Bolins Treue grenzt dabei nicht selten schon an Selbstverleugnung. Ja, noch am Ende von Jodls Leben, als Bolin

dessen 2., wesentlich erweiterte Auflage der *Ethik* bespricht und er über den Trompetenstössen auf Feuerbach als dem Gipfel der Ethik vergisst, dass »deren Geschichte doch auch nach Feuerbach, Comte und Mill noch eine Entwicklung gehabt hat« (17./23.4.1913), zieht Bolin diese »haarsträubende« und »bedauerliche Entgleisung«, als die Jodl sie seinem Freund in einem seiner letzten Briefe denn auch prompt unter die Nase reibt, selbstverständlich vorzeitig zurück, um sie im Sinne der, zugestandenermassen, »etwas ungezogenen Antikritik« seines Freundes (4.5.1913) wieder ins rechte Lot zu bringen.

Gerne nimmt Jodl die stets dienstfertigen literarischen Ratschläge und Lesehilfen seines Freundes an und scheut sich auch nicht, immer wieder dessen enorme Belesenheit in allen möglichen Literaturen in Anspruch und Dienst zu nehmen — oder lässt sich etwa auch nur den bibliographischen Index seines *Lehrbuchs der Psychologie* von Helsinki aus ergänzen.

Aber auch anders wird Bolin für Jodl nützlich. Denn nachdem Bolins akademische Ambitionen zusammengebrochen waren und ihm damit alle Aussichten auf eine eigentliche philosophische Wirkung in Finnland verschlossen schienen, streckte er seine Fühler ja, wie wir gesehen hatten, nur umso leidenschaftlicher nach Europa und speziell Deutschland aus, wobei ihm die Stellung des Bibliotheksdirektors an der Kaiserlichen Alexander-Universität mannigfaltige Möglichkeiten bot, um sich sein weitverzweigtes Kontakt- und Korrespondentennetz aufzubauen, das gleichsam sein inneres Leben geworden war. Bolin aber zog Jodl voll in diese Vernetzungen mitein und knüpfte dem jüngeren Freund so manchen nützlichen Faden oder spielte auch sichtlich selbst gerne den Drahtzieher und *Deus ex machina*. Vieles mag dieser Briefwechsel hier zur Aufklärung mancher bislang im Dunkeln gebliebener Querbeziehungen beitragen. Dass es Jodls finnischer Gönner ist, der dann etwa dessen Fäden zu von Carneri, Eleonore Feuerbach und Paul Heyse knüpft bzw. wiederanknüpft, geht ganz klar aus diesem Briefwechsel hervor; andere von Bolin eingefädete Kontakte und Starthilfen für seinen Freund lassen sich durchaus vermuten und stiessen dabei selbstverständlich auf Gegenseitigkeit.

Wir sollten diese Kontakthilfen nicht unterschätzen. Denn in einer Zeit, in der sich die Philosophie sichtlich schon allorts zu organisieren und solidarisieren beginnt und sich in einer zusehends zusammenrückenden Welt ihre neuen Kommunikationsbedingungen erobert — in dieser beispiellosen Hausse von Vereinen, Bündeln, Kartellen und Gesellschaften, von Bewegungen und Parteien, Adressen und Protesten, Kongressen und Versammlungen sind diese Kontaktnetze eben Objektivationen tiefgreifend veränderter sozialer Bedingungen der Wissenschaft allgemein, in der sich nicht zuletzt auch das theoretische Selbstverständnis der zeitgenössischen Philosophie und ihrer Identitätskrise bricht, bzw. neu formuliert und formiert.

Aber auch Jodl war für Bolin so unnützlich nicht und Bolin war seinerseits mit seinem jüngeren Freund mitgewachsen. Jodls Rolle in diesem idealen Zusammenspiel einer Freundschaft ist zunächst primär konsultativer Natur, er ist vor allem psychologisch, psychisch von Bedeutung für Bolin, wie der Briefwechsel zeigt. Er muntert den oft so »ängstlichen« und sich »durch Selbstkritik aufreibenden« Freund (23.5.90) immer wieder auf, gibt ihm das nötige Selbstvertrauen (zurück) und spornt ihn, kaum hat dieser ein publizistisches Scherflein ins Trockene gebracht, auch schon wieder zu neuen Taten an. Jodl selbst reflektiert einmal reichlich verzweifelt über den so völlig anderen Schaffensstil seines

Freundes: »Ihre Bemerkungen über den Fortgang Ihrer Arbeit haben mir wieder gezeigt, wie verschieden dieselben geistigen Prozesse bei verschiedenen Menschen sich vollziehen. Sich etwas, das schon soviel Form gewonnen hat, um niedergeschrieben zu werden, durch Selbstkritik aufreiben, das ist etwas, das ich gar nicht kenne. Bei mir ist es umgekehrt: Heftige Geburtswehen 'avant la lettre' oft lange dauernd, in den einzelnen Abschnitten sich wiederholend: das ist für mich das eigentlich Aufreibende und Anstrebende der Arbeit. Sowie ich mich fähig fühle zu schreiben, so beginnt der Genuss der Arbeit. Ich schreibe sehr langsam; aber ich ändere sehr wenig. Was einmal steht, von dem habe ich das Gefühl, es ist so gut als ich es in der Zeit überhaupt machen kann, und erst nach Jahr und Tag, wenn meine ganze Entwicklung vorwärts gegangen ist, stehe ich meinen eigenen älteren Produktionen wieder unbefangen gegenüber.« (23.5.1890)

Der Abschluss von Bolins *Spinoza* etwa, entstanden während Jodls Prager Zeit, ist ohne dessen Aufmunterung und Mithilfe kaum denkbar. Von Anton Bettelheim vorweg halb unter Jodls fachliches Kuratell gestellt, hat der vermutlich auch etwas unsicher auftretende und zuweilen etwas scheel angesehene Bolin aus dem »bei uns weit unterschätzten Finnland« (29.12.94) auch hier sichtlich Mühe, mit der ethnozentrischen Präpotenz der Mitteleuropäer zurechtzukommen, auf die Bolin immer wieder stösst.

Aber auch anders wird Jodl als fachlich anerkannter Gewährsmann für Bolin wichtig. Neue Publikationswege öffnen sich und wir spüren deutlich Jodls Starthilfen heraus. *Die Nation*, ab 1892, *Ethische Kultur*, ab 1893, *Biographische Blätter*, ab 1895, *Die Wahrheit*, ab 1896, *Die Zukunft*, ab 1898, *Deutsche Litteraturzeitung*, ab 1899, *Euphorion* und das *Freie Wort*, ab 1902 — um nur die wichtigsten zu nennen und über mannigfaltige publizistische Nebenkanäle hinwegzusehen. Und auch die deutschen Verlagstüren öffnen sich, aus diesem Briefwechsel ersichtlich, durchaus bereitwilliger, wo Jodl als wissenschaftliche Autorität für seinen Freund bürgt.

Die literarische Produktion Bolins spiegelt klar den Eintritt Jodls in sein Leben wider. Der nur mehr kümmerliche und nahezu schon ausgedörrte philosophische Ast von Bolins Lebensbaum kommt wieder in Saft und alte, längst abgelegte und begrabene Hoffnungen werden nun doch noch realisiert. Inspirationen und schriftstellerischer Elan stellen sich wieder ein. Es kommt auch zu grösseren Publikationen: Die schon erwähnte Monographie *Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen*, im Jahre 1891, Bolins *Spinoza. Ein Kultur- und Lebensbild* im Jahre 1894. Zahlreiche kleinere Essays, Rezensionen und Adnoten — etwa zu *Spinoza* wiederum, zu Lessing, Herwegh, David Friedrich Strauss säumen die grösseren Arbeiten ein und rekrutieren mit den Besprechungen der Werke seiner engeren Zeitgenossen: von Jodl selbst voran, Starcke, Carneri, Riehl, Rau und G. von Gizycki das in Deutschland so angeschlagene Hauptquartier der Aufklärung wieder nach.

Erneut sind es also vornehmlich Arbeiten, die sich im Umkreis der Feuerbachschen Philosophie bewegen und die dem deutschen Leser wohl bekannt sein mögen, aber deren Spuren und Ansätze doch in die akademische Blütezeit Bolins zurückführen — und auf seine schwedischsprachigen Publikationen, wie sie der deutschen Forschung bislang unbekannt geblieben sind. Auch liegen alle diese Arbeiten dabei durchaus in der Schnittlinie gemeinsamer Interessen, die Jodl mit Bolin teilt und so recht die Quintessenz von beider ganzem Schaffen ausmachen. »Sie haben recht: je mehr die Welt Ihre eigenen Pfade seitab

geht, welche mehr und mehr ins Reich des Mr. Elohim führen, umso mehr zieht es dem Weisen, ein sicheres Asyl seiner Gedanken zu bereiten, und dort die Waffen zu schmieden oder wenigstens vor Rost zu bewahren, mit denen spätere Generationen das Werk des 18. Jahrhunderts noch einmal gründlicher verrichten.« (12.1.1899)

Allzu streng akademisches oder gar systematisches Schädelspalten freilich werden all diese Arbeiten nicht mehr, schon von ihrer Zielsetzung her nicht. Es wäre aber grundverkehrt, über ihren wissenschaftlich begrenzten Wert einfach die Nase zu rümpfen, wo eindeutig die Popularisierung der Aufklärung das vordergründige Motiv ihrer Entstehung ist. Und andererseits würden wir dieser philosophischen Kleinarbeit immer noch wenig gerecht werden, wollten wir sie so gänzlich ausserhalb ihres zeitgenössischen Koordinatensystems interpretieren. Das niedere Profil, das damit auf den Wellenkamm des Zeitgeists gehoben wird und Bolin wie Jodl heute — vom Standpunkt einer jeglicher soziologischer Perspektive baren Historiographie misst und quasi durchfallen lässt, hängt ja wesentlich mit dieser breiteren gesellschaftlichen Verankerung einer Philosophie zusammen, die sich da ihrer akademischen Nabelschau entschlägt und wieder den Weg *down to earth* zum Alter-Ego und Volk sucht.

Und speziell Jodl konnte das so wahlverwandte Mühen und Wirken Bolins nur hochschätzen. Musste ihm Bolin doch geradezu der ideale Popularisator seines sozialliberalen Aufklärungskonzepts und einer praktischen Philosophie sein, die da bei ihm selbst eben in der Ethischen Bewegung und dann in seiner rastlosen Tätigkeit im Volksbildungsverein vor allem sich einlöst und gipfelt. Von Jugend an schwankend zwischen literarischen und philosophischen Neigungen, war Schreiben Bolins Element und er sollte für Jodl da oft nur zu natürlich der »erwünschte« literarische Köhner sein, der ihn, wenn schon nicht durch seine persönliche Präsenz im Herzen Europas, so doch wenigstens von der Ferne und mit der Feder im Kampf um die Aufklärung unterstützen konnte. Und mochte streng professionelle, philosophische Kathederwissenschaft einst und wohl nie so ganz verdrängter Wunsch nach voller Anerkennung in Bolin gewesen sein, das Fatum des von allen akademischen Belastungen unbeschwerten *Freelancers* hatte ihn andererseits gerade für seine ureigensten Neigungen freigemacht, wobei ihm die Stellung des Universitätsbibliothekars bei all seinen notorischen Klagen über die lästige Frone eine geradezu ideale und sichere Operationsbasis für seine literarisch-philosophischen Seitensprünge abgab. War Kunst nicht, ganz im Sinne des zeitgenössischen ideengeschichtlichen Ansatzpunktes ihrer aufklärerisch-nachklassizistischen Ästhetik, auch Veranschaulichung, plastische Umsetzung, *biblia pauperum* des letztlich weltanschaulichen Hintergrunds? War sie nicht zutiefst auch angewandte, gestaltete Philosophie fürs Volk?

Auch Jodl hatte, und darin entschieden immer wieder von Bolin angeregt und gefördert, den Popularisierungswert der Literatur gesehen und in einigen seiner Aufsätze denn auch deren versteckte philosophische Ingredienzen zu heben versucht. Aber den eigentlichen Praktiker und Fachmann darin hatte er doch in Bolin gesehen und diese Heimvorteile seines Alter-Ego — den »Theatermann« in ihm — durchaus auch anerkannt. (26.5.1912) So spektakuläre Parallelaktionen wie mit Anzengruber oder auch mit Jodls Landsmann und Jugendbekannten Paul Heyse, in denen Bolin seinem philosophischen Überdruck wenigstens auf Umwegen Dampf ablassen konnte, lagen da durchaus auf gemeinsamer Linie wie sie sich geradezu ideal ergänzten. Denn waren es nicht unerheblich diese viel

dem
eden
18.
all
nd-
wo
ung
nig
en-
sts
er
ch
ch
m
n-
n
n
n

schwieriger unter staatliche Kontrolle zu bringenden freigeistigen Kultur- und Religionskritiker in der Literatur — viel mehr noch als die Philosophie —, die daran waren, das verdrängte und gesunkene Kulturgut verschleppter Aufklärung wieder aufzubereiten und hoffähig zu machen?

»Das Säkularereignis«

Eine klare Zäsur in der Eskalation dieser Beziehungen schafft, deutlich an diesem Briefwechsel ablesbar, Jodls Berufung nach Wien. Der Kampf um die breiten Wirkungsmöglichkeiten, die sich damit eröffnen, die Hektik Wiens mit seinen unzähligen gesellschaftlichen Inanspruchnahmen nehmen Jodl zunächst voll in Beschlag. So sehr, dass er bald darüber klagt, nicht mehr so recht zur eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit zu kommen — wiewohl er andererseits freilich auch der Mann ist, der sich veräussern will, und es die wesentliche Bestimmung seiner Philosophie, »unters Volk« gebracht zu werden.

Auch für Bolin ist dieser Aufstieg Jodls nicht ohne geringe Bedeutung. Sein Freund »ist nun wer« — und wenn dieser sich seiner Bedeutung und intellektuellen Führerrolle auch zunehmend bewusster wird, so bleibt Jodl doch sichtlich bemüht und auch feinfühlig genug, seinen Vorsprung auszugleichen und darob über die anderen Vorzüge seines Freundes nicht hinwegzusehen.

Vor allem aber: Wenn Jodl nun auch akademisch plötzlich über Bolin hinausgewachsen war, so wuchsen damit ja auch die Wirkungsmöglichkeiten ihrer Freundschaft mit. War nun dadurch etwa auch Bolins altem Freund und Meister, Feuerbach, endlich eine Bresche zu schlagen?

Bolins Spekulationen scheinen in der Tat dahin zu drängen. Wann sollte die »Wirklichkeitsphilosophie« denn wirklich werden, wenn nicht jetzt! Die Aufforderung an Jodl, Flagge zu zeigen und doch endlich selbst mit einer Feuerbachmonographie hervorzutreten, lässt denn auch nicht lange auf sich warten. Und bald taucht auch schon der Plan der Pläne auf, der all ihre anderen Feuerbachiana in den Schatten stellen wird und »wie eine Posaune des Jüngsten Gerichts in die Scharen der Schwarzen fahren« soll (11.6.1903): die Idee einer gemeinsamen Herausgabe der *Gesammelten Werke* des Urgewaltigen, einer »Jubiläumsausgabe« zum 100. Geburtstag, »Jodl und Bolin in Comp.« (25.11.1897). — Was Schöneres könnte es als Besiegelung und Krönung ihres Lebens noch geben: »Ich freue mich sehr«, schreibt Jodl voller Pathos, »in dieser Cooperation, wobei freilich der Löwenanteil in jedem Sinne auf Sie fällt, auch vor der grossen Welt die Einmütigkeit der Gesinnung bekunden zu können, welche uns beim Zusammensein, bis ins Einzelne und Kleinste hinein, so beglückend entgegentritt, doppelt, weil es so selten ist.« (27.6.1899)

Masche um Masche verwickelt Bolin seinen Freund in dieses Mammutprojekt, das Jodls Zeitplan immer wieder empfindlich durcheinanderbringt, ja das diesen letztlich, bei all seinen übrigen Verpflichtungen, überfordert. Aber Jodl kann selbst nicht (mehr) nein sagen und er will es auch gar nicht.

Wiederum sehen wir Bolin als den Initiator und die treibende Kraft dieses wissenschaftlichen Zusammenspiels — kein geringer Kraftakt übrigens für einen 64-Jährigen, im Jahre

1903 erscheint der erste Band, im Jahre 1911 — Bolin ist dann 76 Jahre alt — schliessen sie diese Ausgabe ab.

Es wäre wiederum nicht billig und verhielte sich völlig quer zur Perspektive ihrer Zeit, dieser Ausgabe heute den Vorwurf zu machen, dass sie keine eigentlich kritische geworden ist. Als solche war sie weder gedacht — wenn auch auf dem Wege dahin — noch möglich gewesen. Ihr Ziel war es vorweg, wie etwa die Übersetzung und Zugänglichmachung von Feuerbachs Dissertation oder gar die billige Volksausgabe von *Das Wesen des Christentums* deutlich machen, die Popularisierung Feuerbachs in einem seiner Philosophie immer noch weitgehend verschlossenen, »wie durch chinesische Mauern getrennten« (20.1.1890) Deutschland. Und überdies war auch die alte Ausgabe von Grün noch lange nicht vergriffen — wie hätte eine kritische gar einen Verleger und genügend grossen Käufermarkt finden sollen. Das bald auftauchende Problem der Finanzierung selbst dieser Ausgabe wird sich denn auch von allem Anfang an stellen. Cotta's wagen sich nicht daran, und auch Hauff zögert. »Einen sehr schnellen Umsatz wird er ja mit dem Urgewaltigen nicht haben. Denken Sie nur an unsere immer enger werdende und in spiritualibus rein verblödende Zeit.« (13.5.1899) Frommann — in den Augen Jodls also durchaus Realist — wagte sich nur an eine Mitfinanzierung und es war — wer sonst? — »der grosse Ungenannte« (7.4.1907), Bolin schliesslich wieder, der (wie einst bei Anzengruber) als heimlicher Mäzen diese Feuerbachausgabe mit einer jeweils hinterlegten Garantiesumme möglich machte. — Man darf also das Wort vom »Löwenanteile in jedem Sinne« auch so lesen.

Auch die konkrete Arbeit an dieser Edition weist eindeutig den Universitätsbibliothekar als deren Hauptmacher aus. Er ist es, auf dessen Konto die Bände V, VI, VII, VIII, IX gehen, viel Vorarbeiten und Handlangerdienste hat Bolin aber auch für die offiziell von Jodl verantworteten Bände geleistet. Zwei Briefbände, *Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach. Zum Sekulargedächtnis seiner Geburt*, Leipzig 1904, stehen dieser Ausgabe Spalier. Dass dabei, neben dieser Arbeit und von einigen kleineren Absenkern wiederum nicht zu reden, auch noch ein *Pierre Bayle* (1905), eine Übersetzung von David Hume's *Anfänge und Entwicklung der Religion* (1909) wie eine »freie Wiedergabe« von Feuerbachs *Ewiges Leben . . . Gedanken über Tod und Unsterblichkeit* (1912) abfallen, machen diesen Arbeitseinsatz Bolins nur umso bewunderungswürdiger.

Jodl hat diese Leistung seines Freundes vollauf anerkannt und der Jubel aus Anlass des Abschlusses des letzten Bandes kommt ihm wahrhaftig vom Herzen: »Die Zahlung der Subvention für Band X durch Freund Maas haben Sie wohl schon verfügt. Nun kann ich aber diesen Brief nicht schliessen, ohne Sie zur Vollendung des monumentalen Werkes, dem Sie so grosse Opfer gebracht haben, aufs herzlichste zu beglückwünschen und Ihnen zu sagen, dass es ein grosses und stolzes Gefühl für mich ist, Ihnen bei diesem Werke einigen Beistand haben leisten zu können. Sie haben damit unsere Nation, der Sie in geistiger Beziehung immer so eng verbunden waren, zu dauerndem Dank verpflichtet und der Dank für das kostbare Geschenk, das Sie den Deutschen und ihrer geistigen Befreiung dargeboten haben, wird, wenn nicht jetzt, so sicher von einer späteren eingelöst werden.« (7.7.1911)

Aber auch das deutliche Aufatmen nach getaner Arbeit ist in diesem Briefwechsel nicht zu überhören. Immerhin hatte Jodl seinen Freund schon einmal mitten über der Arbeit an dieser Ausgabe wegsterben sehen! (28.7.1905)

Auch Feuerbach war also noch ins Trockene gebracht. Bolin ward es zufrieden. So

geknickt und verästelt sich sein Lebensbaum auch ausnehmen mag, zu guter Letzt hatte sein Leben doch noch eine stattliche Krone erhalten.

Freilich wäre es weit gefehlt, etwa anzunehmen, dass es für Bolin damit schon getan gewesen wäre.

Noch einmal führt die beiden ein gemeinsames Projekt zusammen, das der Aufklärung in Deutschland die Pfade bereiten und ihre Freundschaft bis über den Tod hinaus besiegeln sollte: die Akademie des Freien Gedankens.

Die Idee zur Schaffung einer solchen vom Staate unabhängigen Bildungsanstalt keimte wohl schon im Dunstkreis der Ethischen Bewegung in Berlin — denn schon Friedrich Wilhelm Foerster knobelte an einer Ethischen Akademie. Allein so recht Gestalt gewann sie erst als Liebkind Arthur Pfungsts, des Frankfurter Schwerindustriellen, Schriftstellers und Mitherausgebers von *Das Freie Wort* und im *Neuen Frankfurter Verlag*, als dieser dafür sein beträchtliches Erbe zur Verfügung stellen wollte.

Die Rolle, die Jodl dabei spielte, hatte sich so nebenbei ergeben. Jodl war als überall gern gerufener Festredner der Ethischen Bewegung auch mit Pfungst bekanntgeworden und es war dieser selbst, der ihn für seine Akademie gewinnen wollte. Jodl war von dem Vorschlag fasziniert, zumal er die Idee durch Pfungst durchaus realisierbar gehalten hatte. (12.2.1905)

Wie aber war Bolin dazu gestossen? Nun, durch Jodl — wen sonst. Bolin hatte diesem gegenüber, anlässlich der Unruhen in Russland im Gefolge des Russisch-Japanischen Krieges im Jahre 1905, seine Absicht geäußert, der russischen Untergrundbewegung sein Erbe zukommen zu lassen, wüsste er nur, wie an sie herankommen. Aber als Bolin nun plötzlich schwer erkrankte und es für Jodl so aussah, als ob es dessem Ende zugehe, kam Jodl auf seine Idee und hatte sich auch nicht gescheut, daraufhin seinen Freund anzusprechen. — Hatte Bolin doch einst selbst seinen »Namen auf immer mit der Geschichte der Ethischen Bewegung« »durch ein edles Vermächtnis« verknüpfen wollen (7.9.1895). »Dr. Pfungst hat mir bei meinem letzten Besuche in Frankfurt anvertraut, dass er die Absicht habe, nach dem Tode seiner Mutter den grössten Teil des ihm und seiner Schwester zufallenden, wie es scheint, *sehr* grossen Vermögens auf die Begründung einer Akademie des Freien Gedankens in Form einer G.m.b.H. zu verwenden: ja er hat mich sogar schon gefragt, ob ich eventuell geneigt sein würde, mich in diesem Falle als österreichischer Professor pensionieren zu lassen und an die Spitze dieser Akademie zu treten. Dass eine derartige Gründung angesichts des bürokratischen Druckes, der auf die Universitäten ausgeübt wird, höchst segensreich wirken könnte, nicht bloss in religiöser, sondern auch in staatswissenschaftlicher Beziehung, scheint mir auf der Hand zu liegen. Wie wäre es, wenn Sie Vorsorge treffen würden, dass Ihr Nachlass in diesen Strom einmündete? Zunächst freilich ist es ja nur ein Schemen; aber vielleicht wäre es doch möglich, der Sache schon jetzt eine greifbare Gestalt zu geben. Wenn Ihnen der Gedanke irgend zusagte, würde ich gern erbötig sein, mit Pfungst Fühlung zu nehmen und zu vermitteln.« (12.2.1905)

Bolin war Feuer und Flamme, wenn sich die Auszahlung des Erbteils zunächst auch schwieriger gestaltete, als Jodl sich das vorgestellt hatte. Aber zu guter Letzt kamen auf diese Weise doch 80 000 Mark nach Frankfurt — und dort blieben sie vorläufig deponiert bis »zum Ernstfall«.

Es kam nur alles gründlich anders. Die »zu errichtende Frankfurter Stiftungsuniversität«

war »in der neuen Vorlage an die Frankfurter Stadtverwaltung nun definitiv als Staatsuniversität gedacht« (23.3.1912); Pfungst starb im Spätherbst des Jahres 1912, Jodl im Januar 1914 — der alte Bolin sollte sie beide noch um ein ganzes Jahrzehnt überleben.

Was mit dem Geld weiter geschah, ist nicht ganz klar. Margarete Jodl hat alle offensichtlich die Geldmanipulation betreffenden Briefe Jodls vernichtet, aber zwei Briefe der Schwester Pfungsts, die an der Universitätsbibliothek Helsinki aufbewahrt werden, werfen doch Licht in die Sache. Danach wurde besagte Summe nämlich im Nachlass Pfungsts aufgefunden — und um sie dem Zugriff der Hinterlassenschaftssteuer zu entziehen, sollte Bolin das Geld abholen. Was er offensichtlich auch tat, um es schliesslich — teils oder ganz — nach Wien zu transferieren. Die Ankunft des »Frankfurter Depots« in Wien wurde von Jodl jedenfalls noch bestätigt (17./22.4.1913) und dessen letzte Briefe zeigen ihn denn auch mit diesen Wertpapieren befasst.

Was dann letztlich mit dem Geld geschehen ist, lässt sich möglicherweise durch weitere Forschung aufklären. Wir können hier nur spekulieren.

Bolin ist arm gestorben. Hatte der Krieg das Geld zunichte gemacht? War es etwa als ausländisches Kapital vom Österreichisch-Ungarischen Staat beschlagnahmt worden? Oder, was mir viel wahrscheinlicher erscheint, könnte sich dadurch etwa die rege Publikationstätigkeit Margarete Jodls wie die Herausgabe der Posthuma Jodls nach dessen Tode — und in so harten Zeiten! — erklären? Vieles spricht dafür. Die Jodls waren mit Reichtum nicht gerade verwöhnt, der Briefwechsel gibt manche Indizien dafür. Vor allem aber: von der Übertragung des Geldes an dessen Frau, falls Jodl selber stürbe, war immerhin in diesem Briefwechsel die Rede und ein überschwänglicher Brief zeugt auch von Bolins Eingehen auf die »Klausel« seines Freundes »zugunsten meiner Witwe« (16.6.1905), wenn Jodl dafür dankt, dass Bolin ihm durch seine »freundschaftlichen Eröffnungen für den Fall« seines »eigenen Ablebens eine grosse, eine unschätzbare Beruhigung verschafft« habe. »Für diese echte und rechte Freundschaftstat lassen Sie mich im Geiste nochmals dankbarst die Hand drücken.« (9.9.1906) Wie immer, Spekulationen solcher Art lassen sich jedenfalls nicht ausschliessen und ein weiteres Mäzenat Bolins läge durchaus in der Logik seiner Lebenskurve. Hatte der »grosse Ungenannte« (7.4.1907) einst nicht schon das Werk Anzengrubers und Feuerbachs »subventioniert«? Die Briefe Margarete Jodls an Wilhelm Bolin nach dem Krieg, womöglich aber auch die Briefe Börners an diesen — beide Korrespondenzen werden ebenfalls an der Universitätsbibliothek Helsinki aufbewahrt — dürften dazu einiges zur Klärung beitragen.

Bolin war 78 Jahre alt, als Jodl starb. Mit dessen Tode war die zweite grosse Quelle seiner philosophischen Inspirationen versiegt und ein, wahrhaftig, einzigartiges Kapitel einer Freundschaft, die da »im Namen Feuerbachs« und »über einen halben Erdteil hinweg« angetreten war, abgeschlossen. Wir stehen da selbst nicht wenig betroffen an der Bahre einer sagenhaften Beziehung, wenn der nahezu über ein Viertel Jahrhundert sich hinziehende Briefwechsel so plötzlich abbricht.

»... also realisieren Sie, was Sie wissen und denken, machen Sie Ihre geheime Liebe — nicht zu meiner Person, aber zu der Sache, der meine Person angehört — zu einer öffentlichen, ehrlichen, fruchtbaren, Kinder zeugenden«, hatte Feuerbach in seinem Brief an Bolin vom 15.2.1862 einst geäussert.

Die Früchte blieben nicht aus. Aber es macht das Spezifikum von Bolins Persönlichkeit

aus: dass seine förmlich kindisch reine und so opferwillige Liebe zur Sache dabei nur über die Liebe zu besonderen Persönlichkeiten gegangen ist. Und gerade an Jodl konnte diese schöpferische Liebe Bolins zu einer Trinität schliessen, wie sie im Echo eines seiner Briefe keinen wärmeren Funken zwischen Ego und Alter-Ego hätte schlagen können: »... lassen Sie mich ... Ihnen danken, für die herzliche Freundschaft, welche Sie seit meinem II. Bande mir geschenkt haben, und die persönlich und sachlich für mich gleichviel bedeutet hat. An genehmen, gutgesinnten Menschen, die mich gerne gesehen haben, hat es mir nie gemangelt; desto mehr an solchen, die ein wirkliches Verständnis für meine Lebensaufgabe und den Ernst derselben gehabt haben. Ihr Anschluss an mich war mir darum von Anfang an ein so unerwartetes wie kostbares Geschenk des Schicksals und durch Sie bin ich erst so recht mit Ihm zusammengewachsen, der inmitten der trüben, wogenden Gewässer unserer Zeit wie ein Leuchtturm in der Brandung steht. Die eigentlichen Neigungen der Zeit gehören anderen Dingen: da ist es auch, wenn man selber fest wurzelt, erwünscht und wohlthuend, einen anderen Stamm mehr zu wissen, an dem man sich anlehnen kann.«
(24.6.1906)

Nachklänge

Mit dem 1. Weltkrieg wird es in vielerlei Hinsicht still um den selbst schon seinem Achtziger zugehenden, und nun endlich in den Ruhestand getretenen Universitätsbibliothekar. Sein ausgedehntes Kommunikationsnetz mit Europa bricht nun für ein halbes Jahrzehnt zusammen, von einzelnen Versuchen, via Schweden wenigstens einige Lebenszeichen zu vermitteln, abgesehen.

Das Ende dieses Krieges bringt ein total verändertes Bild von der politischen Landkarte Europas — mit Grenzziehungen, die nicht zuletzt tief in Bolins eigenes Leben eingreifen werden. Alle drei Kaiserreiche seiner einstigen engeren Lebenswelt werden hinweggespült. Bolin freilich weint ihnen nicht sonderlich nach: Er kann der Tatsache, dass ihn das Ende der zaristischen Fremdherrschaft als Bürger eines nun vollends selbständig gewordenen finnischen Nationalstaates entlässt, letztlich ebensowenig Sympathie abgewinnen wie er der staatspolitischen Konsolidierung der Russischen Revolution als bürgerlicher Denker zutiefst gefühlsgespalten gegenübersteht. Die totale Niederlage und den Zusammenbruch des Wilhelminischen Deutschlands aber hatte er sichtlich herbeigesehnt, sah er sich damit doch auch vom Albtraum der Inthronisation eines Hohenzollern im eigenen Lande befreit. So waren es schliesslich am ehesten noch der Untergang und die Auflösung Österreich-Ungarns, die ihn schmerzlich berührten, zumal er den greisen Monarchen Österreichs für übertölpelt wähnte und er mit dem Konkurs dieses Vielvölkerstaates ja nun all die nationalistischen Tendenzen der »Dutzendnatiönchen« ans Oberwasser kommen sah, die er zeitlebens bekämpft und — auch im eigenen Lande — als »Rückwärtserie« verabscheut hatte.

Der unmittelbar nach dem Krieg wiederaufgenommene Briefwechsel mit den Überlebenden ist ganz und gar von der Aufarbeitung dieser sichtlich traumatisch erlebten Zusammen- und Umbrüche geprägt. Die Gefühle, die da an den Bruchlinien seines literarischen

Nachgebens hochkommen, sind dabei durch und durch ambivalent. Der Krieg hat — über allem Schrecken — eben auch für Bolin zwei Seiten. Er musste für einen Mann, der einst immerhin mit einer Schrift über das Staatsleben Europas und seine ideengeschichtlichen Antagonismen reüssiert hatte, das faszinierende Schauspiel der Geburtswehen einer neuen, kommenden Zeit ebenso bedeuten, wie den Rückfall ins barbarischste, »dunkelste Mittelalter«, für dessen Beschreibung Bolin denn auch in der Tat das ganze Arsenal seiner Schreckensmetaphorik mobilisiert. »Ärger als von den Naturunbilden ist die Kultur seitens der abscheulichen Eigensucht gefährdet worden. Was wir haben erdulden müssen, steht auf gleicher Linie mit Bartholomäusnacht, mit Dreissigjährigem Krieg, mit den Tücken der Heiligen Allianz und mit dem Willkürtreiben der beiden Napoleone, deren gleisnerisches Ruhen gewisse Leute nicht schlafen liess. Sie haben dem Heimatland Goethes und dessen Bildungsideal eine Schmach zugefügt, die aber an dem Andenken der Betreffenden haften bleiben wird.« (10.10.1919) Und speziell der Kriegstreiber Deutschland gerät dabei immer wieder in die Schusslinie seiner Abrechnungen. »Der Bande war es nicht genug, dass Deutschland eine würdige Stellung in Europa einnahm; wie Preussen über das andere Deutschland und Österreich stand, so sollte es auch Europa beherrschen . . . Daher bleibt mein Herzenswunsch für Deutschland, dass es *entpreussert* sei und Preussen selbst *enthohenzollert*, ohne jeglichen Ersatz in gleicher militärischer Richtung.« (30.7.1920) Bolins einst so warme Beziehungen zur deutschen Kultur waren eben an Heinrich Heines und Ludwig Feuerbachs »anderes Deutschland« gebunden, nicht an dasjenige, das im Ersten Weltkrieg sein Gesicht zeigte.

Die Resonanz auf seine politischen Bilanzziehungen und Lamentos ist durchaus geteilt. Emma Klingenfeld etwa, die Freundin des verstorbenen Paul Heyse hat wenig Verständnis für Bolins wilde Attacken auf Deutschland, er findet in München damit wenig Gegenliebe. Aber auch für die finnischen Verhältnisse sind seine Ansichten nicht typisch. Denn wenn Bolin auch kein Verständnis für die Russische Revolution haben konnte und nichts leidenschaftlicher ablehnen musste als deren Übergreifen auf Finnland, so hatte er doch vor allem auch ein völlig illusionsloses Bild von der deutschen Kriegsschuld und der Rolle deutscher Truppen in Finnland und, bei allem bürgerlichen Denken, vor allem kein Verständnis für die politischen Schwärmereien des weissen Finnland seiner Zeit. »Eine gedankenlose Erfolgsanbeteri schwärmt auch dafür und begreift nicht, welches Heil unserem Lande geworden durch den Abzug der preussischen Truppen von hier. Hätten die herbeigerufenen »Helfer« hier verbleiben dürfen, wäre es mit unserer politischen Stellung genau so bedenklich wie unter (der) Ostmacht, die einstweilen im Zusammenbruch begriffen ist. Für Europas Zukunft ist das Aufhören der Preusserei unerlässliche Lebensbedingung«, schreibt er an Margarete Jodl (10.10.1919), die sich mit ihm da voll im Einklang befindet.

Auch die wissenschaftliche Korrespondenz flackert nach dem Krieg über der immer noch nicht verglommenen Glut seiner philosophischen Herzensanliegen auf, sobald sie wieder Luft bekommt und die Möglichkeit des Meinungs austauschs gegeben ist. Schon vor dem Krieg hatte Bolin mit Wilhelm Börner, dem wohl am stärksten von seinem Lehrer geprägten Schüler Jodls, Kontakt aufgenommen und korrespondiert. Die Sorge um den reichen Nachlass Jodls gibt Anlass genug, diese Kontakte nun wieder neu zu beleben und zu intensivieren. Ihre Diskussion dreht sich dabei um Nachlassverständnis, Nachlassver-

waltung und die Herausgabe von Jodls Werken ebenso wie um die Publikationsabsichten in bezug auf eigene Projekte. Dieser Meinungs­austausch über Jodls Werk ist nicht uninteressant, zumal er nicht bloss rekapituliert, sondern bereits vom Blickwinkel der Folgen und einer doch recht ansehnlichen Wirkungsgeschichte, um nicht zu sagen: »Schule« Jodls zeugt und dabei auch manche kritische Bruchlinien deutlicher macht, ja Bedenken freisetzt, die die Freunde einander einst feinfühlig zurückbehalten hatten. So ist es etwa insbesondere Jodls Selbstverständnis von einer »Ethischen Bewegung« als einer neuen Menschheitsreligion, die offensichtlich nie so ganz Bolins Zustimmung gefunden hatte und nun nicht mehr einfach geschluckt wird. Wohl waren Meinungsverschiedenheiten dazu auch schon früher, gelegentlich einer Aussprache Bolins mit Arthur Pfungst angeklungen, aber dann eben doch unterdrückt worden; nun aber, wo manche Rücksichten fallen, wird Bolin deutlicher, wie aus einer Replik auf Börner hervorgeht: »Ihr Urteil über die *Kritik des Idealismus*« — Jodls posthum herausgegebene Spätschrift und literarisches Testament — »habe ich mit Ungeduld erwartet und freue mich innig, dass Sie mit mir gleicher Meinung sind. Ich habe das Buch in einem Zuge gelesen und war über die Entschiedenheit in der Ablehnung des erkenntniskritischen Idealismus entzückt. Auch natürlich über den Mut, der heute angesichts der herrschenden Schulphilosophie in Deutschland zu dieser Abrechnung mit den führenden Richtungen gehört. Aber so entzückt ich vom negativen Teil war, so wenig befriedigt hat mich der (angeklebt erscheinende) positive Teil, d.h. das letzte Kapitel. Dies ist schwach und wäre vom Einzigsten wohl nie in dieser Form geschrieben worden. . . . Ich stimme Ihnen restlos zu, dass das Wort von der »neueren, wahren Religion« ganz deplaziert ist. Es hat auf mich wie eine Ohrfeige gewirkt. Schmied-Kowarzik hat schlecht daran getan, dies Überbleibsel aus einer anderen Geisteswelt zu verewigen, anstatt — im Sinne des ganzen Buches — sie zum alten Eisen zu legen und als eine *Schwäche* des Meisters abzutun. Mir wäre *kein* Abschluss der Schrift lieber gewesen als dieser!« (6.11.1920) Dass Börner dabei diese Kritik teilt, mag nicht wenig überraschen, hatte dieser doch dann später selbst als Stifter einer »Ethischen Gemeinde« im allgemeinen Nachkriegstrend der Konfessionalisierungen auch die Verweltanschaulichung der Aufklärung mitgemacht, von der Abschied zu nehmen dann doch gerade das erklärte Ziel radikalerer »wissenschaftlicher Weltauffassung« war.

Auch Margarete Jodls Monographie über ihren Mann, *Friedrich Jodl. Sein Leben und Wirken*, erfährt in dieser Korrespondenz zwischen Bolin und Börner eine in vielerlei Hinsicht aufschlussreiche Brechung. Bolin hatte das Buch im *Tagblatt* vom 4./5.12.1920 besprochen: »Auch ich teile die Auffassung unserer Freundin«, schreibt Börner, »bezüglich des Zeitgeistes durchaus nicht und freue mich aufrichtig, dass Sie meinen (auf die Zukunft) gerichteten Optimismus teilen. Die Mystik in all ihren widerwärtigen Formen, in denen sie gegenwärtig auftritt, wird früher oder später verschwinden, bleiben wird der klare, freie Geist des »Urgewaltigen« und des »Einzigsten«. Unsere Freundin denkt immer mit dem Herzen und weil ihre Jodl-Biographie keinen günstigen Absatz findet und viele ihrer Bekannten über die »Aufklärung« die Nase rümpfen und sie für »abgetan« erklären, ist sie deprimiert und pessimistisch. Ich halte — wie Sie schreiben — die Mystik für eine sehr begreifliche Erscheinung dieser verworrenen, traurigen Zeit. Aber der Sieg ist unser, d.h. der Wahrheit, der Vernunft, der Humanität!« (30.7.1922)

Wie Börner hatte also auch Bolin offensichtlich bis zu seinem Lebensende an seinem

Aufklärungsoptimismus festgehalten und den — wie die Geschichte gezeigt hat — doch nicht ganz unrealistischen Pessimismus Margarete Jodls hartnäckig von sich gewiesen.

Bolin freilich hätte da wiederum keinen idealeren Gesprächspartner finden können als den im Saft seines Lebens stehenden und vor Schaffenskraft explodierenden Börner, der mit seinem väterlichen Gönner im hohen Norden auch dessen wissenschaftliche Interessen voll teilte. Er widmete sich »jetzt mit höchster Anspannung der Kräfte wissenschaftlicher Produktion«, schreibt Börner an Bolin schon in einem Brief vom 17.9.1918, und fährt fort: »*Geschichte des philosophischen Positivismus* muss vorwärtsgehen. Ebenso Anzengruber-Biographie.« Kaum zwei Jahre später teilt er dem Freunde die Freude mit, dass er vor einiger Zeit eingeladen wurde, »einen Beitrag für eine »Feuerbach-Nummer« (zum 50. Todestag) der *Monistischen Monatsblätter* in Hamburg zu schreiben . . . Ich habe ihn, obwohl streng sachlich, mit meinem Herzblut geschrieben.« Bedenkt man dazu noch, von Börners massgeblicher Anteilnahme an der Herausgabe von Jodls Nachlass einmal abgesehen, die Unzahl der Vorträge im Rahmen der Volksbildung, so mag allein schon aus dieser unermüdlichen Aktivität sein ungebremster Glaube an die Veränderbarkeit der Gesellschaft zum Positiven hin eine deutliche Sprache sprechen, ein Glaube, den er schliesslich auch institutionell umzusetzen verstand: 1921 entsteht die Ethische Gemeinde, deren hauptamtlicher Leiter und spiritus motor Börner von da an war.

Aber auch Bolin hatte sich Schaffenskraft und Schaffensfreude bis in sein hohes Alter hinein erhalten können, wie aus den Antworten Börners ganz klar hervorgeht. Der Kampfgeist war offensichtlich in dem nun 85-Jährigen noch nicht erloschen: »Würde mich freuen«, schreibt Börner am 6.7.1920 an ihn, »wenn Sie Ihre ketzerische Kant-Kritik veröffentlichen.« Und am 4.10.1920 lesen wir: »Was Sie über Riehls Unentschiedenheit und über Kants Phänomenalismus sagen, hat meine volle Zustimmung. Ihre Argumentation zugunsten des Realismus scheint mir unwiderleglich.« Auch ist von einer »Sammlung der Aufsätze« in den letzten Jahren vor seinem Tod noch die Rede. Das Manuskript schickt Bolin 1923 an Börner, offensichtlich soll es ein Parallelstück zu der von Börner im Jahre 1916 herausgegebenen Nachlese von Jodls Aufsätzen in zwei Bänden, *Vom Lebenswege*, werden. Am 5.6. 1923 schliesslich berichtet er Bolin, dass er die Überarbeitung der Jodlschen *Geschichte der Ethik* abgeschlossen habe und nun mit der »Durcharbeitung Ihrer wertvollen Sendung« beginne. Die Beurteilung Börners fiel, wie kaum anders zu erwarten, schmeichelhaft aus, wenn auch mit einem Pferdefuss versehen: »Ihre in Bezug auf einige Beiträge geäusserten Bedenken teile ich nicht. Ich bin der Meinung, dass alles 'Druckreif' — im höheren Sinne — ist und eine Bereicherung der Literatur bedeutet . . . Nur hinsichtlich der Veröffentlichung in absehbarer Zeit bin ich skeptisch, weil die Drucklegung gegenwärtig in Deutschland« — Bolin hatte sein Manuskript F.A. Brockhaus in Leipzig angeboten — »hunderte von Millionen kosten würde, zu deren Investierung sich heute und in nächster Zeit kein Verleger bereit finden wird.« (3.9.1923)

Und auch der Abgang dieser Korrespondenz liegt noch so recht in der Logik der Lebenskurve Bolins und verdient hier festgehalten zu werden. Schon unmittelbar vor dem Krieg hatte einst Eleonore Feuerbach sich bezüglich des literarischen Nachlasses ihres Vaters an Börner gewandt, dem sie diesen übergeben wollte. Börner bat aber zunächst in Anbetracht des Krieges und der Risiken der Zusendung wie »dem ungeheuren Wert des Gutes« davon abzusehen. Nach dem Krieg aber fragt er nun bei Bolin an, »an wen er sich

wenden solle... ich fühle mich in gewisser Hinsicht für diesen kostbaren Nachlass mit verantwortlich und muss doch wissen, was geschehen soll, um ihn zu schützen und zu wahren.« (3.9.1923) Auch über das Projekt einer Feuerbachgesellschaft wusste Börner zu berichten und dass seinen Aufruf aber nur wenige Professoren unterschrieben hätten. In seiner letzten Postkarte schliesslich teilte Börner Bolin am 30.10.1923 mit, er habe von Frau Feuerbach gehört, dass der Nachlass vor mehreren Jahren der Universitätsbibliothek in München übergeben worden war. Er gab zu, dass dieser wohl auch nicht in private Hände gehöre. Derart kam Feuerbachs Nachlass also nicht nach Wien.

Bolins letzter Blick auf Europa freilich ist düster. Auf eine Karte von Margarete Jodl vom 31.3.1924 schrieb er: »Stimmung entsetzlich wegen Jammerzustände in Europa, die einer argen Verschlimmerung entgegengehen. Aus allen Kräften arbeitet die Heldenpartei am künftigen Kriege, weil sie darin ihr einziges Ideal hat.« Auf seiner letzten Karte am 19.5.1924 kam Bolin auf Friedrich Jodl zurück: »Halte viel von der bei unserem Einzigem durchgeführten Selbständigkeit, die er mit überlegenem Geschick geltend macht. Denn auf der Dinge Eigenbestimmtheit ist das Wissen angewiesen, das eben deshalb vom Zweifel unabtrennbar bleibt. Nicht die suffisante Glaubenszuversicht derer, die mit ihren Glaubensbeweisen flugs bei der Hand sind, um die Vernunft ad absurdum zu führen, haben die Menschheit weitergeführt. So geschah es nicht durch Kant, den man über alle Massen bewundert. Einzig Lossagung von ihm erreicht Fortschritt.«

Wilhelm Bolin starb am 16. Juni 1924. Er hatte seine Zeit reichlich überlebt. Die Geschichte einer zuweilen recht vertrackten wie stürmischen philosophischen Entwicklung, die mit der Begegnung Feuerbachs begann, war am Ende. Aber das Bedürfnis nach Aufklärung war nicht ausgestorben.

Quellen:

- 1 A. Bettelheim (Hg.), *Briefe von Ludwig Anzengruber*. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie, 2 Bde, Stuttgart/Berlin 1902. Bd. I, S. 338–357.
- 2 *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von J.W. Nagl und J. Zeidler hg. v. E. Castle, Bd. III, Wien 1935, S. 398, 822, 841, 855f, 859(B), 860f, 863f, 995, 999.
- 3 W. Bolin, 'Hågkomster, I', *Finsk tidskrift* (1920), 89:2, S. 146.
- 4 Ebenda, S. 152.
- 5 W. Bolin, 'Hågkomster, II', *Finsk tidskrift* (1920), 89:2, S.285.
- 6 Ebenda, S.290.
- 7 S.G. *Elgrenin muistiinpanot*, hg. v. A. Maliniemi (Suomen historian lähteitä II), Helsinki 1939, S. 54–55.
- 8 W. Bolin, 'Biographische Einleitung', in: *Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach*. Zum Sekulargedächtniss seiner Geburt, Bd. I, Leipzig 1904, S. 54–55.
- 9 So Dr. Gustav Björkstrand, der damalige Unterrichtsminister Finnlands in der Eröffnungsansprache eines Hegelkongresses in Helsinki; siehe *Annalen der internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie*, Bd. III, Köln 1987, S. 17.
- 10 J. Alavuotunki, 'Die Strauss-Debatte in Schweden: Anmerkungen zur Hegel-Rezeption', in: *Hegel-Jahrbuch* 1980, Köln 1981, S. 141–153 und J. Manninen, 'Relativität und Totalität des Wissens. Die Auseinandersetzung mit der Philosophie Hegels in Schweden', in: *Annalen der internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie*, Bd. III, Köln 1987, S. 220–243.
- 11 'Bref växlade mellan Johan Jakob Tengström och Johan Vilhelm Snellman åren 1843–1849', in: *Förhandlingar och uppsatser*, 20 (Skrifter utgifna af Svenska Litteratursällskapet i Finland, LXXVIII), Helsingfors 1907, S. 133.
- 12 Ebenda, S. 122.
- 13 Ebenda, S. 140.
- 14 Zit. nach G. Castrén, 'Robert Tengström', in: *Förhandlingar och uppsatser*, 17 (Skrifter utgifna af Svenska Litteratursällskapet i Finland, LXIII), Helsingfors 1904, 72–73.
- 15 Ebenda, S. 76.
- 16 Ebenda, S. 77.
- 17 Über eine Reise nach Schweden und Deutschland, 1857. Wilhelm Bolins Handschriftensammlung, Universitätsbibliothek Helsinki.
- 18 Ebenda.
- 19 Siehe Fussnote 7.
- 20 A. Kohut: *Ludwig Feuerbach*. Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1909, S. 266.
- 21 Die Briefe Bolins an Feuerbach sind an der UB München aufbewahrt. Dieser Brief ist unpubliziert. Eine Quellenpublikation ist von M. Kusch und J. Manninen geplant.
- 22 Dieser Brief ist an der UB Helsinki aufbewahrt.
- 23 J.V. Snellman, *Samlade arbeten*, Bd. 9, Helsingfors 1896, S.234.
- 24 W. Bolin, *Familjebegreppets utveckling ända till reformationen*, Helsingfors 1860, S. 81.
- 25 Ebenda.
- 26 Siehe Fussnote 22, S. 233.
- 27 W. Bolin, *Ueber Ludwig Feuerbachs Briefwechsel und Nachlass*, Helsingfors 1877, S. 43.
- 28 Manuscripta II, S. 335.
- 29 Siehe Fussnote 23, S. 6.

- 30 Ebenda, S. 68–69.
- 31 W. Bolin, 'Slaffrågan i Nord-Amerikas förenta stater', *Från nära och fjerran*. Literaturblad för Finlands kvinnor (1861), S. 55.
- 32 Ebenda, S. 64.
- 33 W. Bolin, 'Korrespondans från Paris', *Papperslyktan* (1861), S. 331.
- 34 [W. Bolin], 'Eine Walpurgisnacht in Finnland', *Der neue Pitaval* (1862), S. 180.
- 35 [W. Bolin], 'Elias Nygrén. (Familienmord. Finnland.)', *Der neue Pitaval* (1862), S. 357.
- 36 Zit. nach M. Klinge, *Ylioppilaskunnan historia*. Toimen osa 1853–1871, Porvoo 1967, S. 133.
- 37 Siehe Fussnote 33, S. 359.
- 38 Ebenda.
- 39 [W. Bolin], 'Ein Bild aus den Fronverhältnissen Finnlands', *Der neue Pitaval* (1864), S. 182.
- 40 Ebenda, S. 183.
- 41 Ebenda.
- 42 O. Jussila, *Suomen perustuslait venäläisten ja suomalaisten tulkintojen mukaan 1808–1863* (Historiallisia tutkimuksia, LXXVII), Helsinki 1969, S. 226.
- 43 W. Bolin, *Konungens guddotter*. Dramatisk genreteckning i en akt, Helsingfors 1882.
- 44 J.V. Snellman, 'Familiens betydelse i historien', *Literaturblad* (1863):8.
- 45 Ebenda.
- 46 W. Bolin, *Familjen*. Studier, Helsingfors 1864, S. 112.
- 47 Ebenda.
- 48 L. Feuerbach, *Kritiken und Abhandlungen II* (1839–1843), in: *Werke in sechs Bänden*, hg. v. E. Thies, Frankfurt am Main 1975, S. 321–322.
- 49 Siehe Fussnote 44, S. 155.
- 50 Ebenda, S. 248ff.
- 51 Ebenda, S. 278.
- 52 Ebenda.
- 53 Ebenda, S. 281.
- 54 Ebenda, S. 336.
- 55 Ebenda, S. 317.
- 56 Ebenda, S. 304.
- 57 Ebenda, S. 308.
- 58 Ebenda, S. 307, 310, 312.
- 59 Ebenda, S. 316.
- 60 Ebenda, S. 323.
- 61 Ebenda, S. 311.
- 62 Ebenda.
- 63 Ebenda.
- 64 Ebenda, S. 312.
- 65 Ebenda, S. 322.
- 66 Ebenda, S. 331.
- 67 Siehe Fussnote 46, S. 239.
- 68 Vgl. J. Manninen, »Ein Kant-Dialog. Feuerbach, Bolin und das 'Grundproblem der neueren Philosophie«, in: L. Berthold (Hg): *Zur Architektonik der Vernunft*. Berlin: 1990.
- 69 Zum weiteren Kontext dieser Strömungen siehe K.C. Köhnke, *Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus*. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus, Frankfurt am Main 1986.
- 70 W. Bolin, *Europas statslif och filosofins politiska läror*. Den nyare historiens hufvudepoker betraktade ur filosofisk synpunkt, Helsingfors 1870/1871. Bd. 2, S. 11.

- 71 Ebenda, Bd. 1, S. 20.
- 72 Bolin benützt diese Bezeichnung in seinem Untertitel für den ersten Band seines Werkes.
- 73 Ebenda, S. 68.
- 74 Ebenda, S. 87.
- 75 Ebenda, S. 113 – 114.
- 76 Ebenda, S. 116.
- 77 So im Untertitel des zweiten Bandes.
- 78 Ebenda, Bd. 2, S. 196.
- 79 Ebenda, S. 267.
- 80 Ebenda, S. 305.
- 81 Ebenda, S. 352.
- 82 Siehe Fussnote 26.
- 83 S. Frejborg: *Ein Buch der Freundschaft über getrennte Welten hinweg. Die Korrespondenz zwischen Wilhelm Bolin und Paul Heyse*. [Manuskript]. Erscheint voraussichtlich 1990. Unsere Darstellung basiert in Sachen Heyse auf Frejborgs Studie.
- 84 W. Bolin, »Aus dem Briefwechsel mit Ludwig Anzengruber« in: *Weder – Noch. Tangenten zu den finnisch-österreichischen Kulturbeziehungen*. Hrsg. von Georg Gimpl, S. 48–70. J. Manninen: »Wilhelm Bolins Beziehungen zur Wiener Spätaufklärung. Der Fall Anzengruber.« Ebenda, S. 71 – 85.
- 85 W. Bolin, 'Zu Ludwig Feuerbachs Philosophie', in: *Die Gegenwart* (1885), S. 360–362.
- 86 Zu Carneri siehe J. Sieber, *Carneri als Philosoph*, Seifhennersdorf 1912.
- 87 Siehe dazu: A. Dodel-Port: *Konrad Deubler*. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen, 2 Bde, Leipzig 1886.
- 88 B. von Carneri, *Grundlegung der Ethik*, Wien 1881, S.2.
- 89 W. Bolin, »Wegweiser zum Glück.« Rez. zu B. v. Carneri, *Der moderne Mensch*, in: *Die Gegenwart* (1894), S. 233–235; S. 233.
- 90 W. Bolin, »Im Wendepunkt unserer Lebensanschauungen.« Rez. zu B. v. Carneri, *Der moderne Mensch*, in: *Die Nation* (1892), S. 211–213; S. 212.
- 91 Zit. nach M. Jodl: *Friedrich Jodl*. Sein Leben und Wirken. Berlin: 1920. S. 136.
- 92 Ebenda, S. 122.
- 93 F. Jodl: *Geschichte der Ethik als philosophischer Wissenschaft*. 2 Bde. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin: 1906. 2. Band, S. 256.
- 94 Ebenda, S. 255.
- 95 G. Gimpl: *Ethisch oder sozial? Zur missglückten Synthese der ethischen Bewegung*. Erscheint im Symposiumband des 2. Internationalen Feuerbach-Kongresses in Bielefeld (1989), Berlin: Akademie-Verlag 1990.
- 96 W. Bolin, *Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen*. Mit Benützung ungedruckten Materials. Stuttgart 1891, S. 304.
- Die hier zitierten Briefe Wilhelm Bolins an Bartholomäus von Carneri und Anzengruber befinden sich im Handschriftenarchiv der Wiener Stadt- und Landesbibliothek. Die angeführten Briefe Börners werden auf der Universitätsbibliothek Helsinki verwahrt.
- Beiden Institutionen sei für ihr freundliches Entgegenkommen und die Erlaubnis zur Veröffentlichung herzlich gedankt.